

СВЯТЫЙ ИОАННЪ
АЛЕКСИЙ

Verlag des Klosters des
hl. Hl. von Pöschel
in München

Der Rote

DER DEUTSCHEN DIOZESE DER

44. JAHRGANG

RUSSISCHEN ORTHODOXEN KIRCHE IM AUSLAND

Nº 4 | 2024

Sendschreiben zu
Weihnachten

Göttliche Komödie
des Dante Alighieri

Hl. Johannes v. Shanghai
„Man kann die Augen
nicht von ihm lassen“



Künstler – N. Papkov

Die Ablichtung stammt von Nikola Loic
und wurde von Erzpriester Peter Perekrestov zur Verfügung gestellt



Schlüsselübergabe Schloß Seyfriedsberg

10. November 2024





WEIHNACHTSBOTSCHAFT S.E. METROPOLIT MARK AN DIE GOTTBEHÜTETE HERDE DER DEUTSCHEN DIÖZESE

*Ehre sei Gott in den Höhen,
und auf Erden Friede...!*

Jetzt wird der Sohn Gottes Fleisch – legt den menschlichen Leib an, den Er einst selbst geschaffen hat: nach seinem Bild und seiner Prägung, ohne Sünde, ohne Verlust, ohne Fehl.

Der erste Mensch, Adam, wich von dem Ziel ab, das ihm gesetzt war. Doch Gott erbarmte sich des gefallenen Menschen, liebte ihn so sehr, dass Er seinen einziggezeugten Sohn sandte (Joh 3,16-17), der die ganze menschliche Natur auf sich nahm, vollkommen in sie hineinging, Gottmensch wurde. Wie die Heiligen Väter sagen: Gott wurde Mensch, damit der Mensch Gott werden konnte. In dieser Einheit von Gott und Mensch, in diesem noch nie dagewesenen, neuen "WIR" – gründet auch unsere Befreiung von Sünde und Tod, von der Verderbnis, die wir geschaffen haben. Durch den Sohn Gottes und seinen Leib – die Kirche – eröffnet sich uns die Möglichkeit, mit Ihm vereinigt zu werden. In Bethlehem wurde diese Möglichkeit real, greifbar.

Zugleich hat Gott uns als freie Wesen geschaffen. Gott wünscht das Heil einem jeden von uns, Gott gibt seinen Sohn hin für einen jeden von uns – und niemandem von uns drängt Gott das Heil auf. Mit der Freiheit hat Gott auch Verantwortung in uns hineingegeben, schenkte uns die Geistkraft zur Erfüllung Seines Willens. Die Errettung ist ohne unser eigenes Zutun nicht möglich. Die Einheit mit dem Sohn Gottes erfordert unser Streben und unseren Einsatz, nämlich den Kampf gegen das Böse – das Böse, das wir selbst herbeigerufen und geschaffen haben und stets durch unsere Sünden hineintragen in unser Leben, das eigene und das gemeinsame. Dieses Böse ist die Abkehr von Gott und Seiner Liebe. Anstatt Seine Liebe und Barmherzigkeit anzunehmen, liefern wir uns in unserer Blindheit in die

Hände des Feindes aus, der uns anleitet, alles Göttliche in uns selbst zu töten wie auch in der Welt, die uns umgibt.

Welcher Wahnsinn entfaltet sich jetzt vor unseren Augen! Ein brudermörderischer, blutiger Krieg der füreinander allernächsten Völker, deren Lebensräume der Herr mit unermesslichem Reichtum und Schönheit gesegnet hat. Und auf diesen von Gott gesegneten Weiten leben nicht nur zwei Völker, sondern eine Vielzahl. Diese vielen, vielgesichtigen "wir" sind nicht nur eine Vielzahl von Nationalitäten, Sprachen und Dialekten in einem jedem der sich derzeit bekriegenden Staaten, sondern auch zahlreiche andere Bindungen: Familie, Arbeit, Kindheit, Jugend, Freundschaft... Jede Ebene dieses "wir" ist eine besondere. Und jedes "wir" kann wachsen – könnte, sollte emporwachsen in der Liebe und der Wahrheit....

Aber die von Gott um der Einmütigkeit willen geschenkte Freiheit wird Tag für Tag mit Füßen getreten. Der Wille Gottes ist entstellt. Deshalb ist die Erde durchwühlt und verunstaltet, die Wohnstätten entleert, die verbrannten Skelette der Häuser – schweigend schreien sie zum Himmel.

Sogar im Heiligen Land, wo der Heiland geboren wurde, wo Er wandelte – dort sind die Gotteshäuser jetzt auch leer. Dies ist der sichtbare Krieg. Es gibt auch einen inneren Krieg: Im Russland unserer Zeit können Bekenner, die einst verleumdet, viele Jahre später jedoch unwiderruflich, wie es uns schien, endgültig gerechtfertigt wurden, nun erneut als "Verräter" und "Feinde" eingestuft werden. Anstelle einer echten Aufarbeitung und Überwindung der Vergangenheit erfolgt eine Rückkehr zu den früheren Fehlern unmenschlicher, grausamer Zeiten. Was bringt den Völkern eine solche Rückwendung, zu einstigen Bewertungen und Einstellung?

Es weitet sich der schreckliche Strudel aus Lügen, Heuchelei und Hass, zieht die Nationen immer tiefer in den Abgrund der Gewalt...

Aber es gibt Beispiele in der Geschichte, in denen Staatsmänner – christliche Monarchen, zum Beispiel – nicht durch Gewalt, sondern durch Besonnenheit siegen; sie setzten nicht ihren Willen durch, sondern ehrten die gottgegebene Freiheit, einigten sich und überwandten die Zwietracht dieser Welt durch Gehorsam gegenüber Gott und seinen heiligen Geboten.

Wenn an die Stelle der höchsten Wahrheit und der christlichen Liebe kleinliches Kalkül, Habgier, Eigenliebe, Machtgier treten, dann bricht in den Köpfen und Herzen der Menschen der Krieg aus und bricht hervor.

Mit Schmerz gesagt: Unsere Gesellschaft hat den Verstand verloren. Gewöhnt an Selbstrechtfertigung, Heuchelei und Betrug, hat sich die Gesellschaft so weit vom christlichen Weltverständnis, ja sogar von den äußeren christlichen Bräuchen und Traditionen entfernt, dass der Ruf zur Versöhnung als etwas lediglich Äußerliches erscheint, er dringt nicht ins Herz und drängt nicht zum Gebet. Und siehe, Leben um Leben werden der geistigen Blindheit des kleinlichen «ich» geopfert...

Es gibt ein anderes "ICH", das im Menschen Wohnung genommen und in der Menschheit gegenwärtig ist, ein allumfassendes, alles mit Seinem allsehenden und allwissenden Blick durchdringendes. Dieses "ICH" ist das des Erretters. In Ihm und durch Ihn finden wir ein anderes "WIR", das in den Tiefen des friedlichen Seins die Welt besiegt (Joh 16,33), erwerben wir eine andere Sicht und eine andere Dimension. Unerwartet mag dieses Wort klingen: die Dimension der Freundschaft.

Hierzu sagt unser heiliger Vater Justin (Popović): "Der Gottmensch brachte der Welt durch sein Neues Testament auch eine neue Gemeinschaft, einen neuen Inhalt der Freundschaft ...

Wahre Freundschaft besteht aus der heiligen und göttlichen Liebe des Menschen zum Menschen. Der Mensch ist ein Freund für alles, was heilig und göttlich im Menschen ist; das freut ihn an einem Freund. Darauf gründet er alle seine Beziehungen zum Freund. Das bedeutet auch: Den Inhalt der rechten Freundschaft gibt Gott – und das, was göttlich ist."

Das Göttliche sollen wir sehen. Wenn wir als Christen jeden Menschen auf dieser Welt genau so betrachten – freundschaftlich, dann wird Frieden unter den Völkern möglich. Die Engel in Bethlehem haben diesen Frieden verkündet. Es liegt an uns, auf ihre gute Nachricht zu hören und unser Ego zu überwinden, indem wir die Liebe Gottes und die Liebe zu Gott als Grundlage unseres Lebens annehmen.

+ elektro polit charu

Christus wird geboren!

Berlin – München

Weihnachten 2024/25



Hl. Justin von Ćelije

KOMMENTAR ZUM HEILIGEN EVANGELIUM NACH JOHANNES

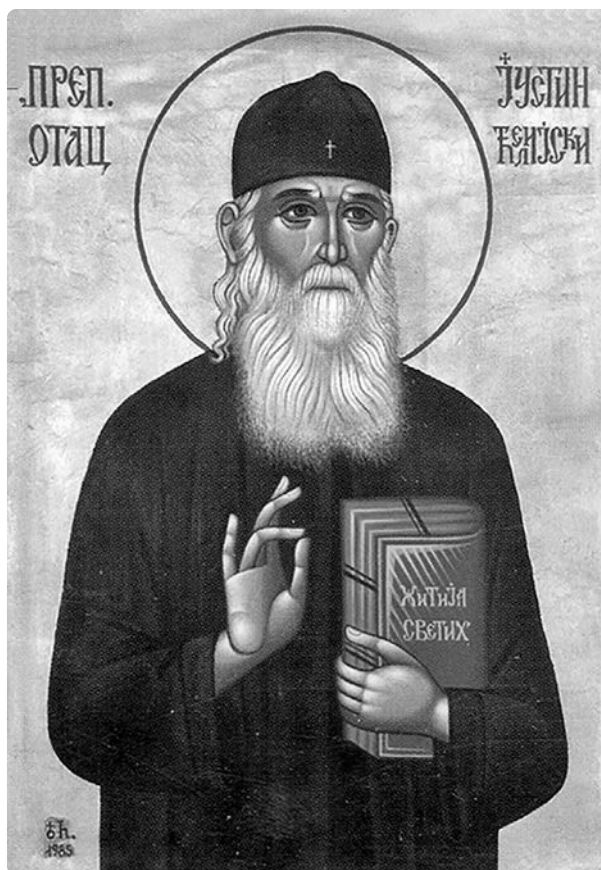
IN FORTSETZUNG. ANFANG SIEHE BOTE 3/2023

1

1,41-42 „Wir haben den Messias gefunden“ (V. 41) – das ist alles, was sie in ihrer Begeisterung vor Freude ausrufen können. In ihren Worten ist nicht einmal ein Splitter von, Wankelmut, Zweifel. Das ist etwas so Si-

cheres und Zweifelloses, dass Petrus ohne ein Wort seinem Bruder Andreas folgt, der einer der beiden Glücklichen war, und diese Nachricht und Neuigkeit seinem Bruder mitteilte. „Und er führte ihn zu Jesus“ (V. 42): führte ihn wie ein Kind, so sehr war Andreas von Liebe getragen und für Jesus begeistert, dass er Petrus zu Jesus führte, und nicht dass Petrus ging und sie zu Jesus kamen. In der Seele des Petrus musste sich etwas Ungeöhnliches abspielen: neue Gedanken, süße Erwartungen, erschütternde Gefühle. All das durchfuhr ihn wie ein Wirbelwind, sammelte sich zu einem Chaos, einem lieben Chaos, in dessen glühenden Tiefen etwas für Petrus Neues geboren wurde, eine neue Welt, neues Leben, etwas allem Bisherigen nicht Ähnliches. All das las der Heiland sowohl in der Seele als auch im Antlitz des kindlich erregten und beunruhigten Petrus und wegen dieser inneren Veränderung, die in ihm vorging, änderte Er sofort seinen Namen wie dem Abram, dem Er den Namen änderte, als Er ihm versprach, dass er der Vater vieler Völker sein wird. Der Evangelist schreibt: Jesus blickte ihn an und sprach: Du bist Simon, der Sohn Jonas; du wirst Kephas heißen was verdolmetscht wird: Stein (V. 42). Petrus – Stein, Stein auf Stein wird eine neue Welt gebaut werden, nicht nur seine, sondern vieler, vieler anderer, die sich wie er nach dem Gottmenschen ändern werden, seinem Evangelium. Gleichsam erhält die ganze Welt einen neuen Namen um der vielbedeutenden Veränderung des Petrus, der Bekehrung Petri zu Christus.

1,43 „Folge mir nach!“ und Philipp folgte Ihm, ohne zu Fragen: Warum? Wer bist du? Was willst du von mir? Warum soll ich deinetwegen all das meine im Hause und das Haus und meinen Besitz



verlassen? Was war es in Jesus, was die Menschen so sehr zu Ihm zog, dass sie alles verließen und ihm sofort folgten, und zwar für immer Ihm folgten? Sicher ergoss sich durch Sein heiliges Antlitz und Körper durch die menschlichen Seelen auf geheimnisvolle Weise eine wunderbare Kraft und Licht des Logos Gottes. Und die auch nur im geringsten gottsuchenden und gottstrebenden Seelen klammerten sich an Ihn mit ihrem ganzen Wesen. Und fanden in Ihm ihren Messias, ihren Herrn, ihr Leben, ihre Unsterblichkeit und Ewigkeit. Ja, in Ihm fanden sie all jenes Allererhabenste, Allerheiligste, Allergöttlichste, Unsterblichste, Mächtigste, was sie dem Messias zuschrieben und seit Moses alle heiligen Gottesmenschen erwarteten. 1,44-45 Das geschah auch mit Philippus. Er folgte Ihm und entdeckte sofort, mit seinem ganzen Wesen, dass er Jesus gefunden hatte – den Messias. Er fand, ja! Denn er suchte und entdeck-



Die Berufung des Nathanael durch Philippus. Kloster von Vysokje Dečani, Serbien

te, dass auf Jesus all das anwendbar ist, was Moses und die Propheten über den Messias geschrieben hatten, und fand, dass Jesus jener göttliche Messias ist, der Heiland. Deshalb erklärt er auch seinem Freund Nathanael, den er suchte, um seine Freude mit ihm zu teilen und ihm seine Entdeckung mitzuteilen: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses in dem Gesetz geschrieben und die Propheten, Jesum, den Sohn des Joseph, den von Nazareth“ (V.45). Die Gottsuchende Seele des Philippos brauchte nicht lange Jesus zu erforschen: er wandte auf ihn das messianische Maß des Moses und der Propheten an, und überzeugte sich mit seinem ganzen Wesen und fand, dass dies wirklich der Messias ist.

1,46 Der gelehrte Nathanael ist vorsichtig, doch auch etwas ein Zweifler. Messias – „aus Nazareth?“ „Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?“ (V. 46). Das ist eine prophetisch berechnete Frage. Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen? umso mehr, das allergrößte Gut – der Messias. Philipp ist davon gleichsam betroffen, oder möchte sich nicht in lange Überlegungen darüber einlassen, denn er ist ganz erfüllt vom Gefühl und der Überzeugung, dass Jesus – der Messias ist. Und deshalb führt er seine ganze Apologie und Apologetik auf zwei Worte herab: „Komm und sieh“ (V. 46). Komm und siehe Jesus, und alle Zweifel, alle prüfenden Fragen entfallen. Denn Ihn schauen, be-

deutet den Messias sehen, es sei denn jemand blendet absichtlich die Augen seiner Seele, damit sie in Ihm nicht den Messias und Gott sehen und entdecken. Beispiel: Nathanael. Siehe, wahrhaftig ein Israelit, in welchem kein Trug ist. 1, 47-48 Seine Begegnung mit Jesus, das ist wahrhaftig die Begegnung des wahren Israeliten mit dem Messias: „Siehe, wahrhaftig ein Israelit, in welchem kein Trug ist“ (V. 47), sagt Jesus über Nathanael, sobald dieser mit Philippus kommt und noch nicht ein Wort ausgesprochen hat, und den Jesus zum ersten Mal sieht. Die Worte Jesu loben die Vorsicht Nathanael; Nathanael verwundert woher ihn Jesus kennt. Er geht auch weiter mit seiner Seele auf dem Gleis seiner zweifelnden Vorsicht: überprüft die Behauptung des Philippos und seine Zweifel. Dann offenbart Jesus ihm ein Teilchen Seiner Gottheit: Allwissen und Allsehen: „Ehe Philippus dich rief, als du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich“ (V. 48). In welcher Entfernung? Wie ist das möglich? Nein, das kann nur der Sohn Gottes sehen, Messias, Gott. 1,49 Und Nathanael, so wie er aufrichtig gezweifelt hatte, so aufrichtig fasste er auch Glauben, und erkannte Jesus als Messias an: „Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels“ (V. 49). Denn wer steht hinter deinem Allwissen, wenn nicht der allwissende Messias?

Philippus hat recht: kommen und Jesus sehen, das ist alles, die ganze Apologie, die ganze Methode der Christuserkenntnis. Man muss nur mit Ihm in Berührung kommen, offen an Ihn herankommen, untersuchend, aufrecht überprüfend, und Er zeigt der Gott zu strebenden Seele, dass Er der Messias ist, Heiland, Gott. Alles basiert hier auf der persönlichen, unvergänglichen Erfahrung. Vom Menschen wird nur Aufrichtigkeit erwartet, dann offenbart sich der Herr Jesus Selbst, zeigt, dass Er tatsächlich der Messias ist, wirklich Gott und Herr.

1,50-51 Nathanael sah nur eine Eigenheit der Gottheit Christi: das Allwissen. Aber das ist bei Jesus nicht ein momentanes, prophetisches Allwissen, das Ihm wie den übrigen Propheten für bestimmte Zeit gegeben wird. Nein, Jesus ist nicht nur Prophet, Er ist der Gott der Propheten. Das weiß Nathanael noch nicht, versteht noch nicht. Hinter dem Allwissen und um das Allwissen Jesu, stehen auch die übrigen, noch unsichtbaren göttlichen Eigenheiten und Vollkommenheiten, steht: „die Fülle der Gottheit leiblich“ (Kol 2,9): hier stehen hinter ihm auch alle Himmel, und alle Engel, die ihm Tag und Nacht als Gott und Herrn dienen. Die gottmenschliche Wahrheit ist: „Von nun an

werdet ihr den Himmel geöffnet sehen und die Engel Gottes auf- und niedersteigen auf den Sohn des Menschen“ (V. 51). – „Von nun an werdet ihr den Himmel geöffnet sehen“ – über der Erde durch den Gottmenschen, den Herrn Jesus: Gott ist auf der Erde, Seine Ankunft hat die Himmel über der Erde geöffnet; und das ganze himmlische Heer steigt herab zu Ihm und steigt wieder hoch zum Himmel. „Von nun an werdet ihr sehen“ ... alle, die den Himmel wünschen und alle Reichtümer des Himmels. Da sind sie auf der Erde in Jesus dem Messias, dem Sohn Gottes, dem Gottmenschen, in dem „die ganze Fülle der Gottheit körperlich „ ist. Der Himmel ist bereits auf der Erde, die Engel Gottes sind schon auf der Erde, denn Gott selbst ist schon auf der Erde im Gottmenschen Jesus.

KAPITEL 2 – JESUS AUF DER HOCHZEIT IN KANA IN GALILÄA (2,1-11)

2,1-2 Das Wunder Jesu – auf der armen Hochzeit. Zweifellos armen, inwieweit es bei ihnen nicht an Wein gereichte. Jesus war mit seinen Jüngern zu der Hochzeit geladen: ein gewöhnlicher Mensch unter gewöhnlichen Menschen. Aber eben dieser gewöhnliche wahrhaftig wahre



Das Wunder zu Kana in Galiläa. Kloster von Vysokje Dečani, Serbien

Mensch Jesus tut etwas unendlich Ungewöhnliches, vollbringt ein göttliches Wunder: verwandelt Wasser in Wein. Und das macht Er auf eine unvergleichlich einfache Weise. Vollbringt ein nie gesehenes Wunder, und wieder bleibt Er Mensch, ganz Mensch, wahrer Mensch. So muss es wohl eben sein: dass Gott im Menschen und aus dem Menschen lebt und wirkt als etwas ganz Natürliches; dass der Mensch natürliche Wohnstatt Gottes ist, sein Haus, sein Körper. Im Gottmenschen ist es eben so: der Mensch wurde und ist Körper Gottes. Und alles, was Er im Menschen und aus dem Menschen, mithilfe des Menschen tut, tut er auf natürliche und normale Weise. Natürlich ist die gottmenschliche Einheit im Menschen, das gottmenschliche Leben, gottmenschliche Wirken.

2,3-4 Und vor dem ersten Wunder bei der Hochzeit in Kana in Galiläa kennt ein menschliches Wesen das Geheimnis Jesu. Das ist die Allerheiligste Gottesmutter. Wer könnte denn das wichtigste Geheimnis seiner Kindes kennen, wenn nicht die Mutter. In diesem Fall – die wunderbare Gottesmutter. Von Seiner göttlichen Empfängnis, von jener ersten Verkündigung, ja über Seine wunderbare Geburt, und weiter: Sie legt in ihrem Herzen Geheimnis auf Geheimnis, „bewahrt all“ das „in ihrem Herzen“ (Lk 2,5), bis das alles zusammenkam zu einem Gefühl, zu einem klaren Bewusstsein: dass Jesus – fleischgewordener Gott ist. Ja, das Geheimnis des fleischgewordenen Gottes erfuhr als erste Sie, aus der Er eben Fleisch wurde. Sie auch erfuhr als erste von Seiner göttlichen Allmacht, aber auch von Seiner göttlichen Demut. Daher teilt Sie ihm vorsichtig und unmerklich mit, dass „sie keinen Wein haben“. Und dann? Er wird in Seiner grenzenlosen Menschenliebe wissen, was zu tun ist. Er aber, der ganz Demütige, möchte ihnen helfen, aber so, dass es unauffällig und unbemerkbar sei, sondern natürlich und normal.

2,5 Die Göttliche Mittlerin weiß was die Menschen tun müssen, um den demütigen Jesus zur wundertätigen Handlung zu bewegen: „Was irgend er euch sagen mag, tut“ (V.5). Das ist ihre Erfindung, welche zur ewigen Grundlage in der menschlichen Hinwendung zum Gottmenschen wurde um Hilfe, um Rettung, um Unterstützung. Die Allbarmherzige, hiermit zeigte sie uns die göttliche Allbarmherzigkeit: eröffnete den gesamten Weg jedem Menschen, den Weg der Rettung, den Weg des evangeliumsmäßigen Lebens, und Freude und Trost: „Was irgend er euch sagen mag, tut“. Das ist unser Anteil am gottmenschlichen



Evangelium, am gottmenschlichen Werk der Rettung. Alles Übrige ist des Gottmenschen. „Was irgend er euch sagen mag“, ja sei es auch etwas Allerungewöhnlichstes, Allerunwahrscheinliches. Ja, der Gottmensch wird von euch nichts verlangen, was ihr nicht tun könnt, nichts was nicht zu eurer Rettung führt, eurer Unsterblichkeit, eurem Paradies.

2,6-8 Und sie taten nach dem Rat der Gottesmutter. Wäre Sie nicht gewesen, hätten sie das etwas getan? Sicher nicht. Und sie füllten die Gefäße mit Wasser, nahmen sie und gaben sie dem Speisemeister anstelle des Weines Wasser. Wer hätte eine solche Anordnung Jesu erfüllt, erfüllt da Er noch nicht als Prophet oder als Sohn Gottes und Gott bekannt war? Daher ist die rührende Fürsprache der Gottesmutter in der Tat die Hälfte des ersten Wunders Jesu. Ist das eben ein Zeichen für alle Zeiten und für alle Wunder Jesu in allen Zeiten? Die Gottesmutter vermittelt, und Er tut Wunder.

2,9-10 Das Urteil des Speisemeisters über den Wein, der aus Wasser geworden war, ist bedeutsam: er wundert sich über den Bräutigam, dass er „den guten Wein bis jetzt aufbewahrt hat“ (V. 10). Ja, denn der Gottmensch gibt dem Wein seinen Geschmack, Geschmack allem in der Welt. Ohne

seine göttliche Vermittlung wird alles schal. Seine göttliche Kraft verwandelt auch in der Weintraube Wasser in Wein; nur sehen und wissen wir das nicht; das Wunder in Kana in Galiläa machte, dass wir das sehen und erkennen. Ja diese unsere irdische Welt ist nichts anderes als eine üppige Ausstellung eben nur solcher Wunder Gottes. Schau, wer verwandelt da im Veilchen, im Basilikum, im Rosmarin Wasser, Luft, Wärme, Erde in Geruch? Wer ist es, der da in der Pflaume, im Apfel, in der Kirsche Luft und Licht in ihre Frucht verwandelt? Wer verwandelt ein solche winziges Weizenkörnchen im Bauch der Erde in einen Keim, der wächst, Ähren treibt und Frucht bringt? Wer, wenn nicht derselbe, der in Kana in Galiläa Wasser in Wein verwandelte.

2,11 „Diesen Anfang der Zeichen machte Jesus zu Kana in Galiläa“ (V. 11): „Anfang“, welcher alle weiteren Wunder Jesu erklärt. „Machte“, damit die Menschen über das Wunder an den Wundertäter, den Gottmenschen, glauben, denn in diesem Glauben liegt die Rettung der Menschen. Die Rettung aber ist das Ziel der gesamten Wirksamkeit des Gottmenschen auf der Erde, ja auch aller Seiner Wunder, vom ersten bis zum letzten.

Der besonders Sinn des ersten Wunders Jesu: die Ehe erhält ihren göttlichen, unsterblichen Sinn erst durch den Segen Christi, der durch Seine Anwesenheit kommt. Und anwesend ist Er immer in Seiner Kirche. Und Sein erstes Wunder vollbrachte der Heiland bei der Hochzeit, um zu zeigen wie wichtig der Segen der Ehe für das Menschengeschlecht ist. Aus heiliger Ehe – heilige Familie, heiliges Familienleben; gesegnete Ehe – gesegnete Familie, gesegnetes ganzes Eheleben. Die Ehe aber wird zur göttlichen Wahrheit und Freude, wenn die Ehegatten ständig den göttlichen Rat der Gottesmutter erfüllen: „Was irgend er euch sagen mag, tut“. Doch was der wunderbare Herr gesagt hat und immer allem Ehepartnern und allen Menschen sagt, das steht in Seinem heiligen Evangeliums, aber das ist in Seiner heiligen Kirche.

Der heilige Chrysostomos verkündet über dieses Wunder: Jesus war der Bekannteste in Galilea. Deshalb auch wurde Er zu dieser Hochzeit eingeladen, und Er kam. Er schaute nicht auf Seine Würde, sondern auf unseren Nutzen. Er, der nicht ablehnte, das Bild des Knechtes anzunehmen, konnte umso mehr nicht abschlagen, bei der Hochzeit der Knechte zugegen zu sein und unter den Geladenen auf der Hochzeit zu sein. Natur-

lich wussten die, die Ihn eingeladen hatten, nicht genau, wer Er war, und sie luden Ihn nicht als großen Menschen ein, sondern einfach als gewöhnlichen Menschen und Bekannten. Darauf verweisen gewissermaßen die Worte des heiligen Evangelisten: hier waren auch die Mutter Jesu und seine Brüder (V.1), d.h. Jesus wurde eingeladen wie auch Seine Mutter und Brüder. Und als es keinen Wein mehr gab, sagte die Mutter Jesu zu Ihm: Sie haben keinen Wein (V. 3). Hier muss man darauf achten, woher Seine Mutter einen so erhabenen Gedanken schöpfte, dass sie so etwas Großes von ihrem Sohn dachte, als Er bis dahin noch keinerlei Wunder vollbracht hatte. Denn der Evangelist sagt: Diesen Anfang der Zeichen machte Jesus zu Kana in Galiläa (V.11). Wenn jedoch jemand sagt, das hier nicht genügend Beweise vorliegen, dass das Wunder in Kana der Anfang der Wunder war „in Kana in Galiläa“ das erste in Kana war, aber nicht überhaupt das erste aller Wunder Christi; denn wahrscheinlich wirkte Christus auch früher an anderen Stellen Wunder; ... dann muss man das sagen was Johannes sagte, eben: „Ich kannte ihn nicht; aber dass er Israel offenbar werden möchte“ (Jo 1,31) ... Das heißt, durch dieses Wunder begann Er allen bekannt zu sein. //ibid. Sermo 21,1-2; Migne PG 59, 129-130.//



Erzpriester Ilya Limberger

DIE GÖTTLICHE KOMÖDIE DANTE ALIGHIERIS ALS WEG DER WAHRHEIT UND LIEBE



Erzpriester Ilya Limberger

Einführung

Cangrande della Scala, der Herrscher von Verona und Vicenza, war einer der wichtigsten Förderer Dante Alighieris nach dessen Verbannung aus seiner Heimatstadt Florenz. Unter della Scalas Schutz lebte der große Dichter mehrere Jahre und ihm erklärt er in einem Brief¹, mit welchem Ziel er die Göttliche Komödie geschrieben habe: Die Komödie sollte einen Menschen, der sich in einem Zustand extremen Unglücks befindet, glücklich machen. Wenn ich die Komödie lese – und ich habe mich ihr, zugegeben, mit einiger Verspätung, in den letzten Jahren angenähert –, ist meine Seele von großem Erstaunen erfüllt über die Kraft, mit der Dante dieses von ihm gesteckte Ziel erreicht. Als orthodoxer Priester und einfach als Mensch, der in unserer nicht sehr glücklichen Welt lebt, komme ich oft in Kontakt mit verschiedenen Erscheinungsformen ausgeprägten Unglücks, manchmal bin ich auch selbst nicht weit ent-

fernt von einem solchen Zustand. Und so spreche ich manches Mal zusammen mit Boris Pasternak:

*Meine Seele, die du trauerst
um alle ringsumher,
den lebend zu Tode Gequälten
bist du eine Grabstatt geworden.*

Ich spreche in letzter Zeit oft mit Menschen unterschiedlichen Alters über verschiedene Themen der Göttlichen Komödie und stelle nicht selten fest, wie tief sie aus dieser Perspektive über ihr eigenes Leben nachzudenken beginnen.

Ich bin kein Dante-Spezialist geworden und strebe nicht danach. Es gibt wunderbare Anspielungen auf ihn in der russischen Literatur – aber seltsamerweise nirgendwo in der Theologie. Ich betrachte mich als Laie und habe diese Zeilen aus der Perspektive eines dankbaren Lesers geschrieben, der von dem, was er gelesen hat, erstaunt und begeistert ist. Ich wollte einige meiner Gedanken der letzten Jahre an einem Ort sammeln und sie mit denen teilen, die in der Komödie vielleicht auch eine Inspiration für ein Leben in Wahrheit und Liebe finden.

Eine kurze Biographie Dantes

*Auf halbem Wege unsers Erdenlebens
Musst ich in Waldesnacht verirrt mich schauen,
Weil ich den Pfad verlor des rechten Strebens.*

Die Hölle, I, 1.

Dante Alighieri wurde 1265 in Florenz geboren und starb 1321 in Ravenna, wo er auch begraben ist. Aus politischen Gründen wurde er 1301 aus Florenz verbannt und kehrte nie dorthin zurück. Die Arbeit an der Komödie begann er zwischen 1307 und 1308, während die Handlung zu Ostern 1300 stattfindet, dem Jahr, in dem Dante 35 Jahre alt wurde. Dieses Datum teilt Dantes Leben zwar

¹ Dante Alighieri, Das Schreiben an Cangrande della Scala. Lateinisch-Deutsch, Hamburg 1993. Vgl. <https://blog.litteratur.ch/WordPress/?p=6270>.

¹ Dante Alighieri, Das Schreiben an Cangrande della Scala. Lateinisch-Deutsch, Hamburg 1993. Vgl. <https://blog.litteratur.ch/WordPress/?p=6270>.



nicht arithmetisch in zwei Hälften, aber ungefähr nach dem Goldenen Schnitt, was für den Aufbau der Komödie, die mit allerlei Zahlensymbolik durchzogen ist, weitaus bedeutender ist.

Ich möchte eine Episode aus Dantes Leben wiedergeben, die er selbst in der *Vita Nova*, einem früheren, noch in Florenz geschriebenen Werk, schildert. Darin beschreibt er seine erste Begegnung mit Beatrice, seiner Muse und Begleiterin durch das Paradies in der Göttlichen Komödie. Als er „diese Donna“ – so erzählt Dante – in ihrem scharlachroten Kleid zum ersten Mal erblickte, ihr in die Augen schaute und ihr Lächeln sah, erkannte er klar, dass für ihn ein neues Leben begonnen hatte. In diesem Augenblick waren beide... 9 Jahre alt. Als beide 18 Jahre alt waren, trafen sie sich zufällig wieder, und begegneten sich danach in verschiedenen Gesellschaften. Dante schreibt jedoch, dass er Beatrices Nähe mied, da er ihre Schönheit nicht ertragen konnte. Nach den damaligen Gepflogenheiten waren beide von ihren Eltern von Kindheit an verlobt gewesen. Beatrice heiratete gemäß dieser elterlichen Vereinbarung und wurde offenbar in der Kirche getraut, in der sie später auch bestattet wurde. Dante indes heiratete Gemma Donati, mit der er ebenfalls seit seiner Kindheit verlobt gewesen war, und hatte drei Kinder mit ihr. Doch 1302 brach zwischen den Parteien der papsttreuen Schwarzen und freiheitsliebenden Weißen Guelfen in Florenz ein Bürgerkrieg aus, in dessen Folge Dante, der zur Partei der unterlegenen Weißen gehörte, aus Florenz verbannt wurde. Seine Frau Gemma, deren Vater Manetto Donati der Partei der Schwarzen Guelfen angehörte, folgte ihm nicht in die Verbannung. Sie sahen sich nie wieder, wie ein anderer großer Florenti-

ner, ein jüngerer Zeitgenosse und der erste Interpret und Biograph Dantes, Giovanni Boccaccio, berichtet.

Bereits um 1290 jedoch war etwas geschehen, das Dante schwer erkrankte und beinahe sterben ließ und das den Rest seines Lebens beeinflussen sollte: Im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren starb Beatrice. Boccaccio beschreibt, dass Dante lange Zeit „in solchem Kummer, in solcher Zerrissenheit, in solchen Tränen war, dass viele seiner engsten Verwandten und Freunde fürchteten, es könne nur mit dem Tod enden. Sie glaubten, dass dieser bald eintreten würde, denn sie sahen, dass er kein Mitgefühl, keinen Trost annehmen wollte.“ In diesem Zustand blieb er ein Jahr lang. „Er wurde dünn, ließ seinen Bart wachsen und glich überhaupt nicht mehr sich Selbst.“ Doch mithilfe der Literatur und der Poesie überwindet Dante die Krise. Am Ende dieses schrecklichsten Jahres seines Lebens schreibt er die *Vita Nova*, in der er gelobt, Beatrice so zu verherrlichen, wie noch nie eine Frau verherrlicht worden sei. Als Ergebnis dieser Anstrengung entstand die „Göttliche Komödie“.

Hölle und Paradies in der Weltliteratur

*Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
als Ewiges – und ewig bleib auch ich;
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!*

Hölle III, 7

Seit jener Urtragödie, die wir Sündenfall nennen, lebt der Mensch an der Schwelle zur Hölle, und doch bewahrt er eine – durch die Offenbarung gestützte – Intuition vom Paradies. Entsprechend gibt es in der Weltliteratur viele eindrucksvolle, authentische Beschreibungen der Hölle. Das vielleicht äl-



teste erhaltene literarische Werk, das sumerische Gilgamesch-Epos, ist eine solche Beschreibung der Hölle. Dieses Epos, das wohl im dritten Jahrtausend vor Christus entstand, erzählt von Gilgamesch, dem König von Uruk, der sich nach dem Tod seines geliebten Freundes Enkidu auf eine Reise begibt, um Utnapischtim zu treffen, den mesopotamischen Noah, der die Sintflut überlebt und von den Göttern ewiges Leben erhalten hat. Gilgamesch will von Utnapischtim erfahren, wie auch er ewig leben könnte. Als Gilgamesch am Ufer des Großen Ozeans ankommt, trifft er Siduri, die Wirtin jenes Gasthofs, in dem die Götter während ihrer Schaffenspausen einkehren, und erzählt ihr vom Ziel seiner Reise. Und folgendes antwortet ihm Siduri:

*Das Leben, das du suchst, wirst du sicher nicht finden!
Als die Götter die Menschheit erschufen,
Teilten den Tod sie der Menschheit zu,
Nahmen das Leben für sich in die Hand.
Du, Gilgamesch – dein Bauch sei voll,
Ergötzen magst du dich Tag und Nacht!
Feiere täglich ein Freudenfest!
Tanz und spiel bei Tag und Nacht!
Deine Kleidung sei rein, gewaschen dein Haupt,
Mit Wasser sollst du gebadet sein!
Schau den Kleinen an deiner Hand,
Die Gattin freu' sich auf deinem Schoß!
Solcher Art ist das Werk der Menschen!«²*

² Übersetzung nach Prof. Dr. Albert Schott, <https://www.lyrik.ch/lyrik/spur1/gilgame/gilgam10.htm>

Gleicht das etwa nicht der eingangs zitierten Aufschrift über dem Tor zur Hölle in der Göttlichen Komödie? „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden...“ Wenn ich die Weltliteratur von Homer (die Ilias ist ein Beispiel für eine unendliche Hölle) bis hin zu zeitgenössischen Schriftstellern, so weit wie es mir möglich ist, betrachte, stelle ich fest, dass viele Werke zutreffende Beschreibungen der Hölle sind. Als Beispiele können Romane wie Eugen Onegin, Ein Held unserer Zeit, Tote Seelen, Romane von Dostojewski, Tolstoi, Thomas Mann und vielen anderen gelten.

Gleichzeitig sind authentische Beschreibungen des Paradieses trotz der in der Menschheit vorhandenen Intuition und Sehnsucht nach dem Paradies weitaus schwerer zu finden. Meines Erachtens wollten Schriftsteller wie Gogol oder Dostojewski eine Beschreibung des Paradieses schaffen oder haben es sogar versucht, doch ohne Erfolg. Gogol, so heißt es, verbrannte die Fortsetzung der Toten Seelen; Dostojewski starb, ohne jemals seinen positiven Helden in der Fortsetzung der Brüder Karamasow zu schreiben. Selbst das Fegefeuer erwies sich nicht als sehr plausibel und anschaulich, wenn es Raskolnikows Heilung beschreibt bzw. andeutet.

Die Liebe im Osten und im Westen

Meiner Meinung nach gibt es in der gesamten Weltliteratur nur zwei ganzheitliche und authentische Beschreibungen des Paradieses: Zum einen

das biblische Buch Hohelied und sodann Dantes Göttliche Komödie. Es ist bemerkenswert, dass in beiden Werken das Thema der Liebe, das wesentlich mit dem Paradies verbunden ist, im Mittelpunkt steht.

Die Liebe im Hohelied

*Er küsse mich mit Küssen seines Mundes, denn deine
Liebe ist köstlicher als Wein.*

Hld 1, 2

*Alle Lieder sind heilig, aber das Hohelied ist das
Heilige der Heiligen.*

Rabbi Akiva ben Josef³

In der alten jüdischen und christlichen Auslegungstradition wird die allegorische Bedeutung dieses Juwels der biblischen Poesie betont. Im jüdischen Verständnis beschreibt es die liebevolle Beziehung zwischen dem Gott der Väter und dem auserwählten Volk. Im christlichen Verständnis zwischen Christus und der Kirche sowie zwischen Christus und der Seele eines jeden Menschen. Diese Deutungen müssen sich nicht widersprechen.

Der hl. Gregor von Nyssa beginnt seine Auslegung dieses relativ kurzen biblischen Buches mit einem einleitenden Brief an die Diakonissin Olympias, in dem er sagt, dass es sein Ziel sei, „die verborgene Philosophie in den Worten des Hohelieds offen zu legen, indem der auf den ersten Blick scheinbare Wortsinn durch ein gesundes Verständnis gereinigt wird.“⁴ In derselben Einleitung verteidigt der Heilige die allegorische Methode der Auslegung dieses Buches gegen diejenigen, die den Text zu wörtlich verstehen wollen. Und auch der heilige Johannes Chrysostomus sagt: „Oh, Seufzer aus den Tiefen des Herzens, die Ströme der Liebe Christi erzeugen! Oh, Seufzer, die den

himmlischen Bräutigam Christus an sich ziehen! Davon sagt sie (die Kirche) selbst: Er küsse mich mit Küssen seines Mundes.“

Das Bedürfnis, den wörtlichen Inhalt des Hoheliedes irgendwie zu bereinigen und zu entschärfen, ist nicht erstaunlich. Denn an manchen Stellen erscheint er geradezu obszön. Um diese These zu prüfen, möge mein Leser die kurzen acht Kapitel des Hoheliedes selbst lesen.

Bei aller unbestrittenen Legitimität der allegorischen – ich würde sie gerne metaphorisch nennen – Auslegungsmethode der Heiligen Schrift und insbesondere des Hoheliedes, bleibt doch eine Frage unbeantwortet, die ich für wesentlich halte und ohne deren Beantwortung diese Auslegung unvollständig und für den Gläubigen letztlich unbefriedigend bleibt. Diese Frage lautet wie folgt: Angenommen, wir haben den Sinn dieses Buches von seinem „buchstäblichen“ Sinn „gereinigt“ und sind zu einer wahren und reinen Auslegung in dem oben genannten Sinne gelangt. Aus welchem Grund aber kleidet das Hohelied diesen „reinen“ Sinn in einen so „unpassenden“ buchstäblichen Sinn? Mit anderen Worten, warum wird die Liebe zwischen Gott und Volk, zwischen Christus und der Kirche, zwischen Christus und der Seele des Menschen symbolisch durch die Liebe zwischen einem jungen Mann und einer Jungfrau ausgedrückt, und zwar in einer Weise, dass sie „gereinigt“ werden muss? Warum ist die Liebe im Hohelied der Form nach konkret und körperlich und der Interpretation nach geistig und abstrakt? Und wie sind sie miteinander verbunden und interagieren miteinander?

Wie hängen der geistige Inhalt des Hoheliedes und die Bilder, die es als Metaphern verwendet, zusammen? Wie dienen Verliebtheit, Begehren, die Faszination füreinander, die wiederholten Beschreibungen der körperlichen Anziehung, die gegenseitige Lust am Körper des anderen, die offenen und rührenden Beschreibungen der Gefühle des anderen als Metaphern für die göttliche Liebe und das Paradies? Die rein allegorische Erklärung dieses Buches versagt nicht nur bei der Beantwortung dieser wesentlichen Frage, sondern führt bewusst von ihr weg.

Um sich der Antwort auf diese Fragen anzunähern und die Bedeutung des Hoheliedes als Beschreibung des Paradieses zu verstehen (wobei der Wortsinn im Hohelied gerade der Offenbarung, nicht der Verschleierung des Paradieses dient!),

³ Jüdischer Gelehrter, 50 - 135 n. Chr. Ihm wird eine allegorische Auslegung des Hoheliedes zugeschrieben, die besagt, daß mit dem Bräutigam im Hohelied Gott und mit der Braut das Volk Israel gemeint ist. Es heißt, Akiba habe die Aufnahme des Hoheliedes in die hebräische Bibel (Tanach) maßgeblich unterstützt. Der Talmud schreibt ihm den Ausspruch zu: „Nichts in der Welt ist vergleichbar mit dem Tag, an dem das Hohelied Israel gegeben wurde“ (Traktat Yadajim III:4-5). Interessanterweise wird das Hohelied der Liebe von den Juden an dem Sabbat gelesen, der zwischen dem ersten und dem achten Tag des Pessachfestes liegt. Bezieht sich das Johannesevangelium nicht darauf, wenn es erwähnt, daß „jener Sabbat ein großer Tag war“? (Joh 19,31).

⁴ Hl. Gregor von Nyssa, Homilien zum Hohelied, Proömium.

müssen wir betrachten, was im biblischen Verständnis mit der menschlichen Liebe infolge jener Urtragödie geschah, die wir den Sündenfall Adams nennen.

„...Da wurden ihrer beider Augen aufgetan, und sie erkannten, dass sie nackt waren; und sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze.“ (Gen 3,7). Die erste Folge des Sündenfalls ist eine überwältigende gegenseitige Scham, und zwar zunächst für den eigenen Körper, sodann für alles andere.

Adam sprach: „... Ich hörte deine Stimme im Garten und fürchtete mich, denn ich bin nackt; darum habe ich mich verborgen!“ (Gen 3,10).

Die zweite Folge ist eine überwältigende Furcht vor Gott wie vor einer tödlichen Gefahr. „... Die Frau, die du mir zur Seite gegeben hast, sie gab mir von dem Baum, und ich aß!“ (Gen 3,12). Die dritte Folge ist ein unerträgliches Schuldgefühl und der Wunsch, sich davon zu befreien, indem man die Schuld auf die Frau und auf Gott abwälzt.

Scham, Angst und Schuld sind die drei Geister der Hölle, die Adam fortan heimsuchen werden – vor allem auf dem Weg der Liebe. Nikolai Gumilev hat es in seinem Gedicht „Adams Traum“ so ausgedrückt:

*Die sanfte Eva, ein Spielzeug der Götter,
einst Kind, einst Morgenröte,
ist jetzt für ihn eine Löwin,
im unheilvollen Schimmer der Perlen,
eine Botin des Sturms, des Bluts, der Lust
und böser Freuden, düstrer Unglückslast.
So lockt das Gold und freut den Blick,
doch dunkle Kräfte im Golde stecken,
sie lenken des Frevlers Hand
und gießen Gift in die Becher von Brüdern,
nie sind sie satt, sie lachen und quälen,
sie lehren Stöhnen und wildes Geschrei.
Er kämpft mit ihr. Wie ein Drache, ganz tückisch,
hat er sie mit Netzen der Versuchung umgarnt.
Da ist Eva die Dirne, und lallt etwas wirr,
Da ist Eva – die Heilige, mit traurigem Blick,
Mal Mondjungfrau, mal Jungfrau der Erde,
Doch immer und überall fremd, oh so fremd.*

Doch es kommt noch schlimmer und hoffnungsloser. Unter dem Einfluss dieser drei Geister verrät Adam seine Frau – seine Geliebte, Bein von seinem Bein, Fleisch von seinem Fleisch, der er den Namen Frau gegeben hatte, vor der er „nackt war und sich nicht schämte“. Aus Angst vor Gott wie vor einem

wilden Tier wirft Adam sie Ihm zu Füßen. „Die Frau, ... gab mir, und ich aß“, ruft er aus, als wollte er sagen: „Sie, bestrafe sie! Aber nicht mich!“. In literarischer Form kommen genau dieser Vorgang und seine Folgen in George Orwells brilliantem Roman 1984 zum Ausdruck, der nicht nur und nicht so sehr als politische Dystopie, sondern auch als (Anti-)Liebesgeschichte zu lesen ist. Denn der Held und seine Frau, die sich mit aller Inbrunst verliebt hatten, werden gezwungen, einander zu verraten; als sie danach wieder freigelassen werden, können sie einander begegnen, doch die Liebe ist tot; sie kann nicht wiederhergestellt werden. Die von Orwell beschriebene hoffnungslose Verdammnis des politischen Systems Ozeaniens spiegelt sich also in der hoffnungslosen Verdammung der hingebungsvollen Liebe von Winston und Julia wider. Es ist erstaunlich, wie Orwell, ein nicht-gläubiger britischer Intellektueller, die Tragödie der ersten menschlichen Liebe in seinem Roman so authentisch darstellen konnte, wie sie in den einfachen und nicht unbedingt auffälligen Zeilen des dritten Kapitels des Buches Genesis beschrieben wird. In Orwells 1984 wird also deutlich, dass diese Tragödie der Liebe nichts anderes ist als die Hölle selbst.

So sind die Verzerrung der Liebe zwischen Gott und Adam, zwischen Adam und seiner Frau und deren Verrat an Gott und aneinander die Grundlage der beschriebenen Urtragödie, während Scham, Angst und Schuld die Kräfte bleiben, die in der zersplitterten und entfremdeten Adam-Menschheit weiter wirken. Der heilige Nikolaj von Serbien beschreibt sie so: „Der Rabe sah die grünen Kiefern, die roten Füchse, die bunten Vögel und glupschäugigen Fische im silbernen See mit allbarmherzigem Blick an und sagte leise: 'Ich sah mich selbst, zersplittert, maskiert, entfremdet, selbstvergessen, gefangen – mich selbst.'“ In diesem Licht erscheint das Wort des Herrn an die Frau nicht zufällig: „Nach deinem Mann wird dein Verlangen sein, er aber wird über dich herrschen!“ (Gen 3,16). Nur so konnte – bis zum Anbruch der Fülle der Zeit – die extreme Feindschaft zwischen Adam und der Frau verhindert werden, zu der sich ihre weitere Beziehung außerhalb des Paradieses hätte entwickeln können, als die Frau bereits den Namen Eva erhalten hatte.

Die Intuitionen vom Paradies verbleiben jedoch unaufhörlich in der Seele des Menschen. Vom Paradies, wohlgemerkt, nicht als einem Ort, sondern als einem Zustand und einer Beziehung, als Befreiung von den Geistern der Hölle. So ist das Hohe-



lied sowohl auf der buchstäblichen Ebene – der menschlichen Liebe – als auch auf der metaphorischen Ebene, auf der die menschliche Liebe die göttliche Liebe abbildet, eine wahre, authentische Beschreibung des Paradieses. Es gibt nicht einen Tropfen Scham, Schuld oder Angst in der Beziehung der Geliebten, an der wir durch das Hohelied teilhaben dürfen. Es gibt keinen Verrat, es hat ihn nie gegeben und es kann ihn in diesem Werk auch nicht geben. Niemand muss dort etwas bedauern, sich für etwas schämen oder jemanden fürchten. Gott wird im ganzen Hohelied nicht ein einziges Mal erwähnt, aber seine Gegenwart ist durch das ganze Buch hindurch spürbar.⁵ „Lieblich duften deine Salben; dein Name ist wie ausgegossenes Salböl: darum lieben dich die Jungfrauen!“ (Hld 1,2). Die verschüttete Salbe ist nicht mehr sichtbar, aber ihre Präsenz ist nicht zu übersehen, es sei denn, man hat keinen Geruchssinn.

Kann also die Liebe geheilt werden? Und welcher Weg führt zu dieser Heilung? Die erste Frage wird durch das einzige „Paradies“-Buch der Bibel positiv beantwortet. In seiner Version ist das Para-

dies die erste geheilte Liebe, die von Angst, Scham und Schuld befreit ist oder sie sogar nie gekannt hat. Es ist keine Abhandlung über die Liebe, sondern die Liebe selbst – ohne Schuld, ohne Scham, ohne Angst –, zu der wir durch die Augen und Herzen der namenlos Liebenden selbst Zugang haben. Deshalb ist dies die Form, die der Autor ihm gegeben hat. Deshalb ist es die authentischste Form, die auf die göttliche Liebe hinweisen, auf sie verweisen und sie offenbaren kann. Gerade deshalb darf dieses Buch nicht von seiner Form „gereinigt“ werden, sondern im Gegenteil, der Leser, der sich noch in der Hölle befindet, dessen Liebe noch nicht geheilt ist, muss sich mit ihm läutern. Deshalb wird das Hohelied „das Allerheiligste“ genannt. Und offenbar ist das der Grund, warum wir beim Lesen des Hohelieds Scham und Angst ob seiner schuldlosen Offenheit, und Schuldgefühle wegen unserer eigenen verzerrten, ungeheilten und immer noch toxischen Liebe empfinden.

Ich glaube, Dante war sich all dessen bewusst, als er über dieses Buch nachdachte. Denn die Heilung der Liebe, und damit die Antwort auf die zweite Frage, ist das zentrale Thema der Göttlichen Komödie.

Die Liebe in der Göttlichen Komödie

*Dann stand die hehre Fantasie verwaist;
Schon aber folgte Wunsch und Wille gerne
der Liebe, die in ewigem Gleichschwung kreist,
Ihr, die die Sonne rollt und andern Sterne.*

Paradies XXXIII, 142.

Die Göttliche Komödie besteht aus drei Abschnitten mit jeweils 33 Gesängen. Die Gesamtzahl der Gesänge beträgt jedoch 100. Das liegt daran, dass der Hölle ein einleitender erster Gesang vorangestellt ist und somit der erste Teil der Komödie 34 Gesänge enthält. Für Dante sind die Zahlen 3, 7, 10 und ihre Kombinationen, insbesondere 9, 33, 100, wichtige Träger metaphorischer Bedeutung. Die Komödie weist unzählige solcher verschlüsselten Zahlenmetaphern auf. In den letzten 700 Jahren der Danteforschung sind viele davon gefunden worden, doch bis heute tauchen immer wieder neue, bislang unmerkliche Zahlensymboliken auf, wie geheimnisvolle Quallen aus den Tiefen des Meeres. Indem Dante der Hölle – und nicht dem Fegefeuer oder dem Paradies – einen zusätzlichen Gesang gibt, erhält er einerseits 100 Gesänge, was für ihn ein Zeichen der Vollständigkeit ist, und zeigt andererseits, dass die Hölle eine Anomalie ist, eine Störung der Harmonie.

⁵ Dies ist vielleicht nicht ganz korrekt. In Hld 8,6 folgt auf das Wort „schalhebet“ (Flamme) die Endung „Jah“, die in der Einheitsübersetzung mit „gewaltig“ wiedergegeben wird. „Jah“ ist jedoch auch ein hieratisches Suffix (z. B. in Namen wie Elijah, Jesajah) und weist auf den Namen Gottes hin. Dieser sechste Vers des achten Kapitels könnte also wie folgt wiedergegeben werden (und wird in der Schlachter und anderen Bibelübersetzungen auch so übersetzt): Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel an deinen Arm! Denn die Liebe ist stark wie der Tod, und ihr Eifer unbezwinglich wie das Totenreich; ihre Glut ist Feuerglut, eine Flamme des Herrn (des Jah[we]). Hld 8,6.



Florenz

In allen drei Teilen der Komödie stellt die Liebe – und die Wahrheit, die für Dante untrennbar mit der Liebe verbunden ist – das zentrale Thema dar. Die verworfenen Seelen kommen in die Hölle, wenn sie in der Liebe und Wahrhaftigkeit unwiederbringlich gescheitert sind. So quälen sich zum Beispiel im ersten Kreis der Hölle diejenigen, die fleischlichen Lüste gefolgt sind, indem sie von immerwährenden stürmischen Winden hin- und hergerissen werden. Dante erzählt von ihnen wie folgt:

*Ich hörte, dass verdammt zu solchen Plagen
die werden, die – verlockt vom Sinnentrüge –
in Wollust frönend der Vernunft entsagen.*

Hölle V, 37

Dabei moralisiert Dante nicht, die Verurteilung von Sündern stellt für ihn keine moralische Genugtuung dar. Im Gegenteil, in jedem Kreis der Hölle (und des Fegefeuers) empfindet er Mitgefühl mit den dort fristenden Seelen, er spürt seine Verwandtschaft mit ihnen. Dieses Mitgefühl lässt ihn manchmal sogar ohnmächtig werden. Als er beispielsweise Paolo und Francesca trifft, deren Liebes- und Todesgeschichte zur Zeit Dantes überall bekannt war, fragt Dante sie nach ihrem Schicksal und Francesca antwortet:

*„O freundlich Wesen du, das hold-gewogen
Uns aufsucht hier in purpurdunkler Nacht,
Uns, deren Blut die Erde aufgesogen –
Wär hold uns, der als Weltenkönig wacht,
Wir würden um dein Heil ihn gern beschwören,
Weil unser Elend mitleidsvoll dich macht.*

Hölle V, 88

Daraufhin erzählt Francesca ihm die Geschichte ihrer verbotenen Verliebtheit:

*Liebe, die Gegenliebe stets beglückte,
hielt für den Freund mein Herz so glutentbrannt,
dass ich's – du siehst es – noch nicht unterdrückte!*

Hölle V, 103

Am Ende dieses Berichts endet der fünfte Gesang folgendermaßen:

*Indem der eine Schatten dies berichtet,
löste der andre so in Tränen sich,
dass ich vor Mitleid hinschwand wie vernichtet;
Und wie ein Toter hinfällt, fiel auch ich!*

Hölle V, 139

In anderen Teilen der Hölle quälen sich diejenigen, die gegen die Liebe verbrochen haben: Vielfraße, Geizhalse und Verschwender, Zornige, Vergewaltiger, Selbstmörder, Verräter, bis ganz nach unten, wo die drei Hauptverräter der Menschheit aus Dantes Sicht – Brutus, Cassius und Judas – von den drei Kiefern Luzifers zernagt werden.

Auch im Fegefeuer unterziehen sich die Seelen, die sich gegen die Liebe versündigt haben – die Stolzen (zu denen Dante sich selbst zählt), die Neidischen, die Zornigen, die Verzagten, die Selbstsüchtigen usw. –, einer freiwilligen und gewollten Läuterung. In all diesen Menschen sieht und beschreibt Dante Verstöße gegen die Liebe. Doch bemerkenswert ist auch folgendes: im 17. Gesang des Fegefeuers, also genau in der Mitte der Göttlichen Komödie (wenn man den ersten, einleitenden Gesang der Hölle nicht mitzählt, sind vor dem

17. Gesang des Fegefeuers 33 Gesänge der Hölle plus 16 des Fegefeuers, und danach ebenfalls 16 des Fegefeuers plus 33 des Himmels) platziert Dante eine ausführliche Erklärung seines Verständnisses der Liebe. Während also in den anderen Gesängen der aufmerksame Leser dem Denken des Dichters durch eigene Analyse näherkommen kann, offenbart Dante im Zentrum des ganzen Werkes sein Verständnis von jener Liebe, „die die Sonne rollt und andern Sterne“. Diese Lehre legt er Vergil, seinem Führer in der Hölle und im Fegefeuer, in den Mund, indem er ihn zuvor fragt:

*„Sprich, gütger Vater, welche Fehler büßen
Die Seelen hier in diesem neuen Kreise?“*

Fegefeuer XVII, 82

Während Vergil antwortet, befinden sich die beiden Dichter im vierten Kreis des Fegefeuers, in dem die Seelen der Trübseligen in ständiger Unruhe umherjagen:

*„Trägheit zum Guten ist es,“ sprach der Weise;
„Hier muss der Lässige sich auf’s Rudern steifen,
Einholen die Versäumnis seiner Reise.*

Fegefeuer XVII, 85

Die Trübsal ist für Dante also die Folge einer kraftlosen Liebe zum Guten, die im Fegefeuer an Kraft zunehmen soll. Anschließend beginnt Vergil, seine Liebestheorie folgendermaßen darzulegen.

*Dass nicht Geschöpf noch Schöpfer, teurer Sohn,
Je ohne Liebe war – sei’s Seelenliebe,
Sei’s die natürliche – das weißt du schon;*

*Weißt auch, dass letzte frei von Irrtum bliebe,
Doch jene irrt, wenn sie zu stark, zu klein,
Und wenn gemein das Ziel ist ihrer Triebe.*

*Wenn ihr die ersten Güter Ansporn leihn,
Wenn sie den zweiten weiß Maß anzulegen,
Kann böser Lust sie niemals Antrieb sein.*

*Doch sucht sie Böses oder eifert wegen
Des Guten heftig bald und bald verdrossen,
So wirkt dem Schöpfer das Geschöpf entgegen.*

*So hab ich die Erkenntnis dir erschlossen,
Dass Liebe aller Tugend Samenkern
Und dass ihr alle Laster auch entsprossen.*

Fegefeuer XVII, 91-105

Folglich ist also die ganze Schöpfung von Liebe erfüllt, weil sie vom guten Schöpfer erschaffen ist. Die (geistliche) Liebe der vernunftbegabten Wesen kann sich jedoch verirren, indem sie entweder „verdrossen“ (im Fall der Trübseligen und

Schlemmer) oder allzu „heftig“ (im Fall der Hab-süchtigen, Jähzornigen und Neidischen) wird. Die Liebe steht also am Beginn der erlösenden Frucht, doch sie kann auch zum Grund der Strafe werden.

Die Liebe wirkt im Paradies als treibende Kraft. Doch bevor wir uns dem Paradies zuwenden, in dem Dante in Begleitung von Beatrice von Glück zu Glück eilt, sei noch ein Wort zu ihrer lang ersehnten Begegnung eingefügt, die sich folgendermaßen abspielt.

Im letzten, siebten Kreis des Fegefeuers werden die Wollüstigen mit dem Feuer bestraft. Im Gegensatz zu späteren abendländischen Vorstellungen vom Fegefeuer⁶ wird in Dantes Fegefeuer übrigens nur diese Kategorie der fehlgeleiteten Liebenden durch das Feuer gereinigt, was der Leidenschaft entspricht, der sie unterworfen waren. Um aus diesem Kreis auf die „andere“ Seite zu gelangen, müssen Vergil und Dante eine Feuerwand durchschreiten. Doch für Dante stellt dies ein unüberwindbares Hindernis dar. Vergil beginnt ihn zu überreden, indem er ihn darauf hinweist, dass er ihn bereits durch die Gewölbe der Hölle geführt habe und ihn auch jetzt nicht verlassen werde. Doch Dante ist unfähig, auch nur einen Schritt vorwärts zu machen.

*„Drum komm! und gib der Furcht nicht länger
Raum! (spricht Vergil)
Hindurchgeschritten durch das Glutgeranke!“ –
Doch ich, nicht fühlend des Gewissens Zaum,
Stand starr.*

Fegefeuer XXVII, 31

Doch da erinnert ihn Vergil an Beatrice:

*Und als er sah, dass ich noch schwanke,
„Von Beatricen,“ rief er vorwurfsvoll,
„Trennt dich, mein Sohn, nur diese eine Schranke!“*

Fegefeuer XXVII, 34

Da fasst sich Dante ein Herz und tritt in das Feuermeer. Mit großer Mühe bewegt er sich fort und spürt eine unüberwindbare Glut. Doch Vergil spricht ihm Mut zu:

*Der teure Freund – mit Trost mich auf den Pfaden
Zu stärken – nur von Beatricen sprach:
„Ich seh ihr Auge schon uns freundlich laden!“ –*

Fegefeuer XXVII, 52

⁶ Jenes Fegefeuer, dem die orthodoxen Väter widersprechen. Vgl. z.B. die „Zehn Argumente gegen die Existenz eines Fegefeuers“ des Hl. Markos von Ephesos.

Auf diese Weise gelangen die Dichter schließlich zum Licht, zum so genannten „irdischen Paradies“, das sich im Gegensatz zum eigentlichen Paradies der himmlischen Sphären auf dem Gipfel des Fegefeuerberges befindet. Es stellt das (vorübergehend?) verlassene ursprüngliche irdische Paradies dar, die Wohnstätte Adams und seiner Frau.

Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, dass diese Erzählung die Liebe (und damit das Paradies) auf besondere Weise interpretiert. Anders als in vielen Werken der Weltliteratur behindert in der Göttlichen Komödie die Liebe des Helden zu seiner Geliebten nicht nur nicht seinen Weg zum Höchsten, sondern ist im Gegenteil Mittel und Antrieb für sein Streben nach der Wahrheit, der Liebe und deren Schöpfer. Diese Bemerkung ist wichtig, um den Kontrast zwischen zwei sich ergänzenden, aber oft konkurrierenden Auffassungen über den Platz der Liebe im Leben des Christen besser zu erkennen. Muss der Mensch alle anderen Güter, einschließlich aller irdischen Zuneigungen, zurückweisen, um das eine Gut zu erreichen? Oder kann diese Zuneigung der Antrieb sein, der ihn zur Vereinigung mit Gott führt, da sie ein fester und notwendiger Bestandteil dieses Weges ist? Die erste Frage wird von einem Teil der asketischen Tradition der Orthodoxie bejaht. Eine positive Antwort auf die zweite Frage findet sich hingegen im hier beginnenden Abschnitt der Göttlichen Komödie sowie in verschiedenen Teilen des Paradieses, auf die wir etwas später zurückkommen werden.

Zunächst wollen wir uns jedoch auf den dreißigsten Gesang des Fegefeuers konzentrieren, in dem Dante endlich Beatrice begegnet. In dieser überaus dramatischen Begegnung vollzieht sich die geistige Umkehr des großen Dichters, die offensichtlich in seiner eigenen Erfahrung der Reue begründet ist.

Nachdem er dank der Hoffnung, Beatrice zu treffen, die Feuerwand durchschritten hat, betritt Dante einen wunderschönen Garten, den er mit dem irdischen Paradies identifiziert, dem Ort, an dem einst Adam lebte. Am Ufer des Flusses, der sich später als Lethe erweisen wird und durch den die Seelen der Erlösten von der Erinnerung an alles Böse, das sie in ihrem irdischen Leben erfahren haben, befreit werden, trifft der Dichter auf eine majestätische, ja geradezu liturgische Prozession am gegenüberliegenden Ufer. Sie besteht aus einem glänzenden Wagen, der von geheimnisvollen Greifen gezogen wird und von vierundzwanzig

Ältesten und vier prophetischen Tieren umgeben ist. Auf dem Wagen steht eine Frau. Dante ahnt bereits, dass es sich um eine Begegnung mit derjenigen handelt, von der es im Hohelied heißt: „Wer ist sie, die da heraufkommt aus der Wüste, Rauchsäulen gleich, umduftet von Myrrhe und Weihrauch, von allerlei Wohlgerüchen des Händlers?“ (Hld 3,6). Und weiter: „Wer ist sie, die hervorglänzt wie das Morgenrot, schön wie der Mond, klar wie die Sonne, furchtgebietend wie Heerscharen mit Kriegsbannern?“ (Hld 6,10). Dass dieser Bezug zum Hohelied nicht zufällig ist, sondern von Dante bewusst hergestellt wird, beweist der dreißigste Gesang. Denn als die feierliche Prozession zum Halten kommt...

*Das Volk, das von dem Siebenlicht geschieden
Und hinterm Greifen herschritt, wandte sich
Zum Wagen freudig wie zu seinem Frieden.*

*Und wie ein Himmelsbote feierlich
Sang einer dreimal zu der andern Singen:
„Veni, sponsa de Libano, veni!“*

Fegefeuer XXX, 10

Der lateinische Text lautet übersetzt „Komm, meine Braut, vom Libanon, komm“, und ist ein Zitat aus dem Hohelied: „Mit mir vom Libanon, meine Braut, mit mir vom Libanon sollst du kommen, sollst herabsteigen vom Gipfel des Amana, vom Gipfel des Senir und Hermon, weg von den Lagerstätten der Löwen, von den Bergen der Leoparden. Du hast mir das Herz geraubt, meine Schwester, meine Braut. Du hast mir das Herz geraubt mit einem einzigen Blick aus deinen Augen, mit einer einzigen Kette von deinem Halsschmuck.“ (Hld. 4,8-9).

Als der Dichter begreift, wem er gleich begegnen wird, ist er nicht in der Lage sie anzublicken und senkt den Blick, er sucht Unterstützung bei Virgil, nur um festzustellen, dass sein Begleiter verschwunden ist. Man könnte meinen, dass der Reisende, der Hölle und Fegefeuer durchquert hat, gleich von jener getröstet wird, die „seine Seele liebt“ (Hld 3,1). Doch Beatrice wendet sich mit vorwurfsvollen Worten an ihn, wobei sie Dante – und das ist das einzige Mal in der ganzen Göttlichen Komödie – beim Namen nennt:

*„Dante! ob auch Virgil von dir sich kehrte,
O weine nicht – n o c h nicht! Du wirst noch weinen,“
Sprach sie, „verwundet erst von anderm Schwerte!“*
Fegefeuer XXX, 55

Und weiter:

*Und königlich, doch streng noch von Gebaren,
Begann sie mild, gleich dem, der bis zuletzt
Die härtern Worte klug weiß aufzusparen:
„Ich bin' s! bin Beatrice – glaubst du' s jetzt?
War' s lohnend nun, den Heilsberg zu ersteigen,
Der alles Menschenglück zum Ziel sich setzt?“*
Fegefeuer XXX, 70-75

Dante senkt den Blick zum Fluss, doch als er sein Spiegelbild sieht und sich seiner selbst schämt, ist er gezwungen, ins Gras zu schauen, das keine Widerspiegelung erzeugt. Während die Engel, die den Wagen umgeben, das „In te, Domine, speravi“ (auf Dich, Herr, hoffe ich) singen, offenbar Mitleid mit dem Dichter haben und um Gnade für ihn bitten, setzt Beatrice ihre Anklage fort, wobei sie sich nun an die Engel wendet:

*Nicht mit der ewgen Kreise Kraft allein,
Die jeden Samen weiß zum Ziel zu lenken,
Wie es die Gunst der Sterne lässt gedeihn,
Nein, auch mit Gottes gütigen Geschenken –
Die aus so dichtverhüllten Wolken schweben,
Dass sie erforscht kein Auge und kein Denken –
War der begabt in seinem Kindheitsleben,
Um früh und wunderbar durch gute Taten
Sich zu bewähren und emporzuheben.
Doch um so schneller werden böse Saaten
Entkeimen und je üppiger gedeihn,
Je kräftiger ungepflegtes Feld geraten.
Mein Antlitz konnte Kraft zuerst ihm leihn,
Aus meinen jungen Augen trank er Helle,
Da durften sie ihm sichere Führer sein;
Doch als ich an des zweiten Alters Schwelle
Das Leben tauschte, hat er sich verschwiegen
Entzogen mir, dass andrer Born ihm quelle.
Als ich vom Fleisch zum Geist emporgestiegen,
An Schönheit zunahm und Vollkommenheiten,
Schien seine Liebe langsam zu versiegen.
Des Irrtums Bahnen sah ich ihn beschreiten,
Sah ihn Altäre falschen Götzen bauen,
Die nie gewährten, was sie prophezeiten.
Anfänglich ließ ich ihn Visionen schauen,
Ihn wachend oder träumend zu entketten,
Doch er rechtfertigte nicht mein Vertrauen.
Da konnte eins nur den Betörten retten,
Eh er dem Heile gänzlich ging verloren:
Ihn zu geleiten zu der Hölle Stätten!*
Fegefeuer XXX, 112-138

Mit anderen Worten: als Beatrice „an des zweiten Alters Schwelle“, d.h. im Alter von 25 Jahren starb, „an Schönheit zunahm und Vollkommenheiten“, erkaltete Dantes Liebe zu ihr und er kam so weit ab vom rechten Weg, dass er durch die Hölle gehen musste, um gerettet zu werden. Beatrice erzählt anschließend, wie sie aus dem Paradies in den Limbus, also an den Ort, an dem die vorchristlichen Gerechten verweilen, hinabstieg und Vergil überredete, Dante durch die Gefilde „der für immer Verlorenen“ zu begleiten. Als sie sieht, dass Dante weder tot noch lebendig ist, beschließt Beatrice ihre Rede folgendermaßen:

*Verletzung wär' s von Gottes Ratschluss droben,
Wenn ihr ihn Lethe überschreiten ließt
Zur Himmelskost, eh ich den Zoll erhoben
Der Reue, die in Tränen sich ergießet!“*
Fegefeuer XXX, 142-145

Mithin muss Dante durch die Hölle und das Fegefeuer mit all ihren Schrecken und Hindernissen gehen, um – wiederum mithilfe der Worte Beatrices – zur wahren Erkenntnis seiner selbst, seines Lebensweges und jener unumkehrbaren und irreparablen Fehler, die er aufgrund eigener Entscheidungen begangen hat, zu gelangen. Welchen Wert hat unsere vage, oft abgedroschene Reue vor Gott oder einem Priester angesichts einer solchen Umkehr? Sollten wir nicht nach dem Moment streben, in dem die Wahrheit unseres Lebens in ihrer ganzen Blöße vor uns steht? Das wusste auch ein anderer mittelalterlicher Dichter:

*Ich weiß, der Tag des Gerichts ist nah,
Gegen uns werden dort Klagen erhoben,
Doch ist Gottes Gericht nicht ein Treffen mit Gott?
So sagt, wo ist dies' Gericht? Und ich eile dorthin.⁷*

Auch Dante wusste dies. Erst jetzt ist er bereit, in die Lethe zu tauchen und zu Beatrice hinüberzugehen, die von nun an seine Begleiterin beim Aufstieg ins himmlische Paradies und die Führerin seines immer größer werdenden Glücks sein wird.

Doch kommen wir zunächst auf die oben gestellte Frage zurück, wie Dante die Antinomie der Liebe darstellt: Verschließt die Liebe zu irgendetwas in dieser Welt, insbesondere zu einem anderen Menschen, Gott vor uns, oder offenbart sie ihn? Seine poetische Antwort gibt Dante im dritten Teil der Komödie – und erweist sich hier als treuer Schüler des Hohelieds.

⁷ Gregor von Narek, Buch der Klagelieder. Übersetzung aus dem Russischen durch den Boten.

Die Augen und das Lächeln Beatrices

Die Reise durch die neun Stufen – oder Himmel – des Paradieses erfolgt mit Hilfe des göttlichen Lichts. Das Licht ist gleichsam das Vehikel, um von einer Ebene zur anderen zu gelangen und um mit den Seelen auf den verschiedenen Ebenen zu kommunizieren. Letztere manifestieren sich durch das Licht und kommunizieren mit Dante durch dessen Modulation. Das Sehen ist also am Ende des Fegefeuers und im gesamten Paradies der primäre Wahrnehmungssinn und bildet zugleich die Methode für den Aufstieg. Die Schwierigkeit für den Reisenden besteht jedoch darin, dass er noch lebt, den Tod noch nicht überwunden hat, noch nicht zum reinen Geist geworden ist, im Fegefeuer noch nicht zum Paradies „gereift“ ist und daher das Licht als Reise- und Kommunikationsmethode nicht voll nutzen kann. Das Licht ist zu hell für Dantes noch fleischliche Augen, die nicht in der Lage sind, es anzusehen, und an mehreren Stellen blendet es ihn gänzlich.

Ein Beispiel: Nach den Vorwürfen Beatrices, die notwendig sind, damit Dante die Lethe überqueren kann, kann er endlich diejenige betrachten, die im Jahr 1300 – dem Jahr, in dem die Komödie spielt – bereits seit zehn Jahren tot ist.

*Den Durst von zehn langen bangen Jahren
Zu löschen, hing mein Blick so fest an ihr,
Dass taub mir alle andern Sinne waren.*

Fegefeuer XXXII,1

Doch...

*...wie der Sonnenpfeile grelles Blinken
Die Sehkraft lähmt, so stand ich erst geblendet
Und fühlte zitternd meine Lider sinken.*

Fegefeuer XXXII,10

Für die Augen Dantes ist sogar Beatrice, die in der Widerspiegelung des göttlichen Lichts erstrahlt, zu hell.

Wie kann unter diesen Umständen also der Aufstieg zum Ewigen Licht gelingen? Die überaus bedeutungsvolle Lösung besteht darin, dass Beatrice, die eine reine Seele ist und deren „Kraft und Schönheit“ im Paradies bereits gefestigt wurden, sich frei durch die Ebenen des Paradieses bewegt und freimütig auf die Quelle des Lichts blicken kann. Dante indes, der über diese Möglichkeit nicht verfügt, blickt auf die Augen und das Lächeln Beatrices und bewegt sich auf diese Weise mit ihr zusammen.

*Nur das gesteh ich: in der ganzen Zeit
Als ich den Blick ließ an der Herrin hangen,
Erquickte wunschlos mich Genügsamkeit,
Weil sie vom Himmel, der ihr Aug mit Prangen
Erhellte, durch ihr schönes Angesicht
Beseligenden Widerschein empfangen.*

*Besiegend mich mit eines Lächelns Licht,
Rief sie: „Blick auf und höre! denn dir spendet
Mein Aug allein das Paradies doch nicht.“*

Paradies XVIII,13-21

Der Aufstieg auf die siebte Stufe des Paradieses geschieht folgendermaßen:

*Auf meiner Herrin Antlitz hingebannt
Schon wieder Augen mir und Sinne ruhten,
Dass alles andre Denken mir entschwand.*

*Kein Lächeln schmückte das Gesicht der Guten:
„Mein Lächeln,“ sprach sie, „ließ dich branderfasst
Gleich Semele vergehn zu Aschengluten,*

*Denn meine Schönheit – die sich im Palast
Der Ewigkeit erhöht, je mehr wir steigen,
Wie du es stufenweis erfahren hast –*

*Geböt ich ihrem Glanz nicht etwas Schweigen,
Sie hätte deine Kraft alsbald erdrückt
Gleich schwachem Laub an blitzversengten Zweigen.*

Wir sind zum siebenten Gestirn entrückt...

Paradies XXI,1-13

Ich möchte darauf hinweisen, dass in der Erfahrung der Orthodoxie (und auch des Katholizismus) die Annäherung an das Göttliche Licht und die Göttliche Liebe größtenteils als Folge einer größtmöglichen Absage an jegliche andere Liebe und Bindung beschrieben wird, weil diese als Hindernisse beim Aufstieg des Menschen zu Gott wahrgenommen werden. So beginnen beispielsweise die Centurien über die Liebe des heiligen Maximus des Bekenner mit diesen Worten: „Die Liebe ist eine rechte Gesinnung der Seele, die der Erkenntnis Gottes nichts anderes vorzieht. Aber die Fähigkeit einer solchen Liebe kann niemand erwerben, der sein Herz an irgendetwas Irdisches hängt.“⁸ Auch weiter finden sich ähnliche Sätze: „Wenn alle Dinge durch Gott und für Gott entstanden sind, und wenn Gott besser ist als die Dinge, die Er geschaffen hat, dann zeigt derjenige, der den unvergleichlich besseren Gott verlässt und sich den schlechteren Dingen zuwendet, dass er die geschaffenen Dinge Gott vorzieht.“ Daraus folgt, dass

⁸ Hl. Maximus der Bekenner, Vier Centurien über die Liebe, I. 1.

der Mensch aufgefordert ist, sich zwischen Gott und irgendeinem Geschöpf zu entscheiden. Dieser Widerspruch scheint unversöhnlich zu sein, eine Synthese ist nicht gegeben.

Diese Erfahrung entspringt vor allem der monastischen Tradition, in der der Verzicht auf „die Welt und alles, was in der Welt ist“ die erste Stufe des Aufstiegs darstellt. Obwohl sich der monastische Weg in der Geschichte der Kirche immer wieder auf wunderbare Weise bewährt hat, stellt sein Ansatz ein gewisses Dilemma für diejenigen dar, die für ihr Leben, auch ihr kirchliches Leben, einen anderen Weg gewählt haben. Da diese Menschen in der überwältigenden Mehrheit sind (z.B. sind in der durchaus lebendigen Ukrainischen Orthodoxen Kirche von mehreren Millionen aktiv Gläubiger nur etwa fünftausend im monastischen Stand, d.h. weit weniger als ein Prozent aller Gläubigen), stellt sich die berechtigte Frage, inwieweit die monastische Tradition überhaupt in das Leben und Erleben dieser Menschen integriert werden kann. Beginnen diese Menschen nicht irgendwann, wenn sie die Ideen der monastischen Weltentsagung – vor allem aus Büchern – kennengelernt haben, ihr tägliches Leben in der Familie und im Beruf als etwas Unzulängliches, Profanes zu betrachten, das des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe nicht wirklich würdig ist? Und verlieren sie nicht die Kraft und das Herzblut, die notwendig sind, um ihren Weg würdig zu gehen, um die Gemeinschaft mit Gott und das Paradies (nicht als Ort, sondern als Zustand der Seele und des Geistes) zu erlangen? Beobachten wir nicht, dass die familiär lebenden Christen, die sich am monastischen Ideal orientieren, einerseits nicht zu wahren Mönchen werden, andererseits ihr Leben nicht in der Fülle ihrer Wünsche und ihrer Kraft führen? Ich denke, dass die Lösung, die die Göttliche Komödie anbietet, uns helfen kann, unsere Familie, unsere Arbeit, unsere sozialen und anderen Beziehungen in dieser Welt nicht als Hindernis, sondern als Antrieb auf dem Weg zu Gott zu betrachten. Während wir unseren Tätigkeiten in der Welt nachgehen – Häuser bauen, Computer programmieren, Menschen behandeln und Kinder erziehen – und die Augen und das Lächeln unserer Ehemänner, Ehefrauen, Kinder, Kollegen und vielleicht sogar Schwiegereltern betrachten, sollten wir doch diese Tätigkeiten nicht als Hindernis für das Fasten und das Gebet begreifen, sondern als einen Weg, um zu Jenem aufzusteigen, bei dem sich alles, „was getrennt auf einzle Weltenblätter“ geschrieben ist, vereint?

*O höchstes Licht! dem menschlichen Begreifen
So weit entrückt, lass doch nur e i n e n blassen
Nachschimmer dem Gedächtnis wieder reifen;*

*Lass ihn im Worte meine Zunge fassen,
Der Nachwelt, ach! nur einen kleinen Funken
Von deiner Herrlichkeit zu hinterlassen!*

Paradies XXXIII, 67-72

*O Gnadenmeer, das mich mit Kraft bewehrte,
Dass fest ans Licht mein Blick geheftet bliebe,
So dass ich meine Sehkraft drin verzehrte!*

*In seiner Tiefe fand ich, von der Liebe
Wie in ein Buch gebunden, was getrennt
Sonst Gott auf einzle Weltenblätter schriebe*

*Was man als Wesenheit und Zufall kennt,
Verschmolz in eines hier, – das Wie? zu künden,
Mit Recht mein Wort zu ausdrucksarm sich nennt!*

Paradies XXXIII, 82-90

Dante und der Hl. Gregor Palamas

Der Heilige Gregor Palamas, der Besinger und Verteidiger der Lichtefahrung, wurde im Jahr 1296 geboren und starb 1359. Er ist damit ein jüngerer Zeitgenosse Dantes. Die Auseinandersetzungen zwischen Palamas und seinen Kontrahenten – Barlaam von Kalabrien, Gregorios Akyndinos und Nikephoros Gregoras – spielten sich vor allem in den 30er und 40er Jahren des 14. Jahrhunderts ab. Man kann nur bedauern, dass die Auseinandersetzung durch den hochmütigen und streitlustigen Barlaam losgetreten wurde, der von der Überlegenheit seiner Philosophie überzeugt war. Wäre Dante Alighieri an seiner Stelle gewesen, hätten sich die Parteien, wie mir scheint, einigen können. Denn das göttliche Licht durchdringt Dantes gesamte Reise durch das Paradies und teilweise durch das Fegefeuer. Während er den Wert des geschaffenen Lichts in jeder Hinsicht und in jeder Beziehung bekräftigt – nicht zufällig enden alle drei Gesänge der Komödie mit dem Wort „Sterne“ –, bekräftigt der Dichter zugleich den Vorrang des ungeschaffenen Lichts, das dem geschaffenen Licht vorausgeht. Wo also Palamas aufgrund seiner polemischen Zuspitzung und vielleicht auch aufgrund der bereits erwähnten monastischen Tradition eine scharfe Linie zwischen geschaffenem und ungeschaffenem Licht zieht, gibt es bei Dante eine Art Synthese, in der die Einbeziehung des geschaffenen Lichts in das Ungeschaffene möglich ist. Jedenfalls können wir feststellen, dass die westliche Theologie des vierzehnten Jahrhunderts sich nicht in der Position von Barlaam und anderen Gegnern

des heiligen Gregor Palamas erschöpfte. Dieses Thema verdient, wie mir scheint, eine eigene Studie. Aber auch hier sollte fairerweise angemerkt werden, dass das Abendland in seiner weiteren theologischen Entwicklung dem Weg Barlaams und nicht Dantes gefolgt ist. Barlaams Behauptung, wonach Gott nur durch die Erforschung der Natur erkannt werden könne, bildete die Grundlage für die leidenschaftliche Beschäftigung mit der Naturwissenschaft, die zu einer raschen Entwicklung der Wissenschaft im Westen führte. Denn wenn man wirklich glaubt, dass Gott nur durch das Verständnis der Natur zu erkennen ist, ist es nur natürlich, dass der Mensch alle Kräfte seiner Seele und seines Geistes einsetzt, um dieses Ziel zu erreichen. Dies ist geschehen, und so ist die Wissenschaft in gewisser Weise die Frucht einer verzerrten Auffassung von der Gemeinschaft mit Gott.

Dante zieht keine spezifische theologische Unterscheidung zwischen dem geschaffenen und dem ungeschaffenen Licht. Dennoch wird deutlich, dass es das ungeschaffene Licht ist, das im Fegefeuer die Hoffnung und im Paradies die Speise, den Trank, die Kleidung und die Freude der seligen Seelen darstellt. Hierfür gibt es viele Beispiele, ich beschränke mich auf einige wenige.

Als die Reisenden Vergil und Dante mühsam durch die Kreise des Fegefeuers aufsteigen, werden sie durch die Hoffnung auf die himmlischen Kräfte gestärkt



*San Leo wird erklettert, abgestiegen
Nach Noli, Bismantovas Gipfelschwelle
Zwingt unser Fuß, hier aber heißt es fliegen!
Mit Flügeln nämlich, wie sie leicht und schnell
Mir Sehnsucht gab, um den nicht zu verlieren,
Der meine Leuchte blieb und Hoffnungsquelle.
Fegefeuer IV,25-30*

Weiter trifft Dante auf einige Seelen, die ihn folgendermaßen grüßen:

*„O Seele, die zum Heile pilgern kann
Im Leibe, der sie trägt seit Kindesbeinen,
Hemm deine Schritte!“ – so das Volk begann.*

*„Schau her! vielleicht erkennst du unser einen,
Heimwärts von ihm ein grüßend Wort zu tragen
Ach, statt zu weilen, eilst du – kennst du keinen?*

*Uns alle hat dereinst Gewalt erschlagen,
Der Sünden bis zum Tode uns erfreuend,
Wo wir gewitzigt sahn den Himmel tagen.*

*So starben wir – verzeihend und bereuend,
Mit Gott versöhnt; ihn zu erschauen schafft
Uns Sehnsucht nun, dem Herzen Pein erneuend.“
Fegefeuer V,46-57*

Im Paradies ändert sich die Intensität der Teilhabe am Licht jedoch deutlich:

*Verwandelt wird, wer hier sich sonnt im Lichte!
Undenkbar, dass – nach andern sich zu wenden –
Auf diesen Anblick, wer ihn kennt, verzichte!*

*Es eint das Gut, drin Wunsch und Wollen enden,
Sich ganz dem Licht – und in ihm ist vollkommen,
Was außer ihm sich niemals kann vollenden!*

Paradies, XXXIII,100-105

Das Sehen des dreieinen Lichts bringt Dantes Reise durch das Paradies und damit die ganze Göttliche Komödie zum Abschluss. Diese Schau wird dem Dichter auf seine Bitte und auf das Gebet Beatrices und der Gottesmutter offenbart und wird möglich, weil seine Sehkraft inzwischen erstarkt ist:

*Nicht dass sich mehr als nur ein Anblick finde
In dem lebendigen Glanz, als ich mich kehrte
Zum wandellosen; – nein: nur weil die Binde
Vom Auge fiel, das seine Sehkraft mehrte,
Gesah's, dass eine Wandlung dieser Glanz
Mir, dem nun selbst Verwandelten, bescherte!
Paradies XXXIII,109-114*

Das Geistesauge des Menschen ist zugleich unfähig und fähig, das göttliche Licht in sich aufzunehmen.

men, wenn es selbst zu Licht wird. Unfähig – wegen der Verschiedenheit der Subjekte dieser Gemeinschaft. Fähig – gemäß ihrer Gleichheit, die seit der Erschaffung der Welt in den Menschen hineingelegt ist. Denn wie der Mensch das Ebenbild und – im paradiesischen Zustand – die Ähnlichkeit des Schöpfers in sich trägt, so schließt der Schöpfer auch die Ähnlichkeit des Menschen in Sich ein.

*O ewig Licht, das du in dir allein,
Dich selbst erkennend und von dir verstanden,
In Liebe ruhst – du freust dich lächelnd dein!*

*Nicht lange hielt das Auge mir in Banden
Der Kreislauf, den gleich rückgestrahltem Licht
Ich wie von dir erzeugt dich sah umranden,*

*Als ich, gemalt mit eigener Farbensicht,
Entdeckte unser Ebenbild tiefinnen;
Gleich rang, es festzuhalten, mein Gesicht.*

Paradies XXXIII, 124-132

Während Dante sich der Erkenntnis des dreieinigen Lichts nähert und "unser Ebenbild tiefinnen" entdeckt, erkennt er Es zugleich auch nicht. Doch in dieser Nicht-Erkennnis erhebt er sich wiederum zu Ihm.

*So stand ich bei der plötzlichen Erscheinung:
Ich wollte, wie sich Kreis und Bild bedingen,
Erkennen, und die Bild- und Kreisvereinigung –*

*Doch dazu taugten nicht die eignen Schwingen.
Da fuhr ein Himmelsblitz durch meinen Geist
Und gab der Sehnsucht Kraft, auch dies zu zwingen,*

*Dann stand die hehre Fantasie verwaist;
Schon aber folgte Wunsch und Wille gerne
D e r L i e b e, die in ewigem Gleichschwung kreist
I h r, die die Sonne rollt und andern Sterne.*

Paradies XXXIII, 136-145

Mit diesen Worten endet die Göttliche Komödie.

Bemerkungen zum Fegefeuer

In der orthodoxen Kirche gibt es keine ausgearbeitete Lehre vom Fegefeuer. Überhaupt ist wenig über das jenseitige Leben bekannt. Indes sind allerlei Reisen durch das Reich der Toten ein wichtiges Thema in der Weltliteratur, auch der christlichen und insbesondere der orthodoxen. Man denke beispielsweise an Odysseus und Äneas, Herakles und Orpheus, die alle in den Hades hinabsteigen. Im christlichen Kontext gab und gibt es zahlreiche Werke, die das Jenseits auf die eine oder andere Weise thematisieren. In der "Vision des Tundal", einem Werk des 12. Jahrhunderts,

reist beispielsweise der irische Ritter Tundal durch die Gefilde der Hölle und des Paradieses. Aus der modernen Literatur möchte ich die entzückenden Erzählungen von C. S. Lewis – Die Große Scheidung – und J. Vosnesenskaja – Meine Abenteuer nach dem Tod – erwähnen. Und ein Werk aus dem orthodoxen Mittelalter, das unter dem Namen "Die himmlischen Zollstationen der Heiligen Theodora"⁹ bekannt ist, spielt im Leben des orthodoxen Volks bis heute eine wichtige Rolle.

Welche Bedürfnisse scheinen diese Erzählungen zu bedienen? Zunächst ist es mit Angst vermengte Neugier. Die Unvermeidlichkeit und Unerkennbarkeit des Lebens nach dem Tod, das Bewusstsein um die Zugehörigkeit zum von Gott abgefallenen Menschengeschlecht und die Offenbarungen des Evangeliums über eine selige oder qualvolle Ewigkeit rufen das Bedürfnis hervor, sich auf das Unvermeidliche irgendwie mental vorzubereiten.

Doch es gibt auch eine Kehrseite. Sie besteht in einem gewissen Widerspruch zwischen dem Bericht des Evangeliums bzw. der traditionellen christlichen Darstellung über das Gericht und das Leben der Seele nach dem Tod einerseits, und der menschlichen Erfahrung andererseits. In den Gleichnissen und Offenbarungen des Evangeliums verläuft die Grenze zwischen Gut und Böse zwischen den Menschen. Es gibt Schafe und Böcke, es gibt den guten Weizen und das Unkraut, es gibt gute und unpassende Fische, es gibt Bäume, die gute Früchte tragen, und es gibt Dornensträucher. In einem solchen System ist es für den Allwissenden nicht schwer, die einen von den anderen zu trennen, so dass „diese hingehen zur ewigen Strafe, die Gerechten aber in das ewige Leben.“

Doch unsere Erfahrung sieht etwas anders aus. Hier verläuft die Grenze zwischen Gut und Böse eher in den Herzen der Menschen, nicht zwischen ihnen. Und wirklich, wenn ich über die Offenbarung Christi über das jüngste Gericht im 25. Kapitel des Matthäusevangeliums nachdenke und es aus der Perspektive meiner Lebenserfahrung betrachte, komme ich in Verlegenheit. Ich habe in meinem Leben offensichtlich dem einen oder anderen Nahrung und Kleidung gegeben und ihn im Gefängnis oder Krankenhaus besucht. Doch ebenso oft bin ich vorübergegangen – habe die Not eines

⁹ Im Deutschen erschienen unter dem Titel „Der Bericht der Seligen Theodora über die Zollübergänge“, Edition Hagia Sophia: <https://www.edition-hagia-sophia.de/p/der-bericht-der-seligen-theodora-ueber-die-zolluebergaenge>

Anderen nicht bemerkt, wollte nicht helfen oder habe die Verantwortung bei jemandem anderen gesehen. Das kommt daher, dass in meinem Herzen sowohl Mitleid und der Wunsch, eine tatkräftige Liebe zu erweisen existieren, als auch Härte und Trägheit. Ist es unter diesen Umständen möglich, mich von mir selbst zu unterscheiden und die eine Hälfte von mir ins ewige Leben aufzunehmen und die andere in die ewige Verdammnis zu schicken?

Die beiden geschilderten Welt- und Menschenbilder scheinen nicht miteinander vereinbar zu sein. Der Übergang zwischen einer dualistischen (schwarz und weiß, Sünder und Gerechter) und einer kontinuierlichen (Gut und Böse sind im Herzen des Menschen verflochten) Wahrnehmung bleibt überaus unklar. Mir scheint, dass die Literatur über das „Jenseits“ gerade Antworten auf diese Spannung zu geben versucht. Dazu gehört auch die im Westen entwickelte Lehre über das Fegefeuer, denn sie ermöglicht, die Erfahrung der Uneindeutigkeit von Gut und Böse mit dem Schicksal des Menschen nach dem Tod in Einklang zu bringen.

Nach Dante gelangen jene Seelen ins Fegefeuer, die in ihrem Leben zwar sündigten, die jedoch die Kraft der Hoffnung und der Liebe aufgebracht haben, um sich vor ihrem Tod zu Gott hinzuwenden. So berichtet die Seele eines Soldaten Dante von seinem Tod und von seiner Rettung, die in einem an die Gottesmutter gerichteten Atemzug passiert:

*Nacht ward's um mich – doch eh mein Blick gebrochen,
Rief ich die Jungfrau an – dann fiel ich nieder –
Und meine Hülle blieb dort ungerochen.*

*Das ist die Wahrheit, sag der Welt es wieder!
Schon trug ein Engel mich – doch blitzesschnelle
Fuhr Satan her und schrie: ‚Weil ihm die Lider*

*Ein Tränlein netzt, willst du zur Himmelszelle,
Beraubend mich, sein ewig Teil erheben?
So büße denn der Leib an dessen Stelle! –*

Fegefeuer V,100-108

Während diese Seele zwar von der Hoffnungslosigkeit der Hölle befreit wird, ist sie noch nicht zum Paradies fähig. Nach Dante ist sie jedoch nicht aus äußeren Gründen, sondern aus sich selbst heraus unfähig. Die Seelen sehnen sich nach der Läuterung, deretwegen sie sich im Fegefeuer befinden und die sie als Heilung wahrnehmen. Diese Läuterung ist kein passives Erdulden von Qualen,

kein Mittel zum Erreichen eines fernen Ziels, das mit den Qualen in keiner erkennbaren Verbindung steht. Im Gegenteil, jede Seele spürt die heilende Kraft der Läuterung und die Annäherung an die Heiligkeit. Besonders bemerkenswert ist, dass jede Seele so lange im Fegefeuer braucht, bis sie ihre Bereitschaft für den Aufstieg zum Paradies selbst erkennt und verspürt. So verspüren die beiden Wanderer bei ihrem Aufstieg durch das Fegefeuer so etwas wie ein Erdbeben, das von Engelsgesang begleitet wird. Ein Geist, den sie auf dem Weg antreffen, erklärt das Erbeben des Berges:

*Hier bebt's, wenn eine Seele frei sich fühlt,
Emporzuschweben, und die Stimmen loben
Den Herrn, wenn sie in Himmelsluft sich kühlt.*

*Der bloße Wille gilt statt aller Proben
Als Reinigungsbeweis, wenn froh und frei
In sich die Seele fühlt den Trieb nach oben,*

*Der, wenn er auch zuerst erbötig sei,
Gedämpft wird vom Gerechtigkeitsgeföhle,
Dass Sehnsucht nach der Strafe nötig sei.*

Fegefeuer XXI,58-66

Es ist doch bemerkenswert, dass sich die katholische Lehre über das Fegefeuer später zu jener scholastischen, mechanistischen Vorstellung wandeln wird, wonach die Seelen Feuerqualen erleiden müssen, um ihre im irdischen Leben nicht geleisteten gute Werke aufzuholen. Gegen diese Lehren „der Lateiner“ argumentierten solche Väter wie der Hl. Mark von Ephesos¹⁰ und spätere Autoren polemischer Schriften. Ihre Argumente richten sich allerdings gegen die spätere katholische Lehre, sie betreffen nicht die Sicht, die in der Göttlichen Komödie gegeben wird.

Gennadios Scholarios, von 1454-1465 Patriarch von Konstantinopel und ein Anhänger des Hesychasmus, zunächst ein Befürworter, doch später Gegner der Union von Ferrara-Florenz, schreibt: „Unsere kirchliche Lehre unterscheidet sich von der katholischen Lehre über das Fegefeuer nur in einer Hinsicht: die Läuterung wird nicht durch das Feuer vollzogen, und es geht nicht so sehr um eine Läuterung, sondern vielmehr um die Befreiung von Fesseln und Hindernissen beim Aufstieg zu Gott“. Die Läuterung beinhaltet im Gegensatz zur katholischen Lehre keine notwendigen Leiden der „mittleren Seelen“, d. h. derjenigen, die im Ge-

¹⁰ Markos Eugenikos, Zehn Argumente gegen die Existenz des Fegefeuers

gensatz zu den endgültig Gefallenen auf der einen und den Gerechten auf der anderen Seite Sünder mit der Hoffnung auf Erlösung sind. Eine solche Sicht deckt sich mit derjenigen in der Göttlichen Komödie. Seltsamerweise werden diese Seelen gemäß Gennadios Scholarios einer besonderen Art von Dämonen ausgesetzt, den *τελώνιοι* (Zöllnern), was seine Lehre in die Nähe der sehr volkstümlichen, um nicht zu sagen banalen, Darstellung in der Vision der Heiligen Theodora rückt.

Zum Abschluss

Das kindlichste aller russischen Kindermärchen – das Märchen vom Goldenen Ei (Kurotchka Rjaba) – erzählt davon, wie ein Mensch in seinen Lebensentscheidungen irren und ein goldenes Geschenk Gottes mit einem einfachen Hühnerei verwechseln kann.¹¹ Indem der Mensch die Exklusivität einer Begegnung, eines Ereignisses, einer Wendung des Schicksals nicht erkennt, versucht er mit einer Beharrlichkeit, die einer besseren Anwendung angemessen wäre, seine einzige Chance in etwas Gewöhnliches und Vertrautes zu verwandeln. „Großvater klopfte und klopfte... Großmutter klopfte und klopfte...“, und in diesem nutzlosen und unangemessenen Klopfen vergeht das Leben. Noch gut, wenn, wie in einem guten Märchen, die göttliche Henne ihren unglücklichen Schützlingen eine zweite, wenn auch natürlich nicht mehr goldene, Chance gibt. Im Leben ist alles eher rigide.

¹¹ Der deutsche Text dieses kurzen Märchens lautet so:

Opa und Oma hatten eine Henne
Die legte ein großes Ei
Völlig aus Gold lag's auf der Tenne
Dotter war keiner dabei.
Der Opa klopfte auf das Ei,
doch das Ei, das brach nicht entzwei
Die Oma klopfte auf das Ei,
das Ei brach noch immer nicht entzwei
Kam ein Mäuschen herbei
Stieß das Ei mit dem Schwänzelein
Und runter fiel es fast von allein
Und brach entzwei.
Da weinte das Großelternpaar
Die Henne gackerte sonderbar
Ein neues Ei das ist nicht schwer
Ich lege es euch jetzt gleich da her
Bloß golden wird es nicht mehr sein,
Dafür mit Eiweiß und Dotter fein.
(http://www.russisch-fuer-kinder.de/de_start/geschichten/maerchen.php?txt=3&ru=0)

Wenn ein solches Märchen – das natürlich eine Perle der metaphorischen Literatur ist –, richtig verstanden, zum Nachdenken und zur Klage über alle verpassten Chancen des Lebens anregen kann, was kann man dann über ein Werk wie Dante Alighieris Göttliche Komödie sagen?

Als Dante zu Beginn seines Weges in „Waldesnacht“ nur knapp dem Luchs, dem Löwen und der Wölfin entkommt und auf Vergil trifft, aber noch nicht weiß, wen er vor sich hat, ruft er ihn mit den Worten des 50. Psalms an: „Erbarme dich meiner... – Miserere di me“. Doch als er in ihm seinen geliebten Dichter erkennt, wendet er sich so an ihn:

*„So bist du denn Vergil, der lautre Brunnen,
Dem reich des Wohllauts voller Strom entfloßen?“
Ich rief's bestürzt, die Stirn von Scham umronnen.*

*„Du Glanz und Ehre der Apollgenossen,
Gib, dass mir zur Empfehlung nun gedeihe
Inbrunst und Fleiß, die mir dein Werk erschlossen!*

*Vorbild und Meister! Dank ich deiner Weihe
Doch nur den schönen Stil, der mir verliehen,
Drob man ein wenig Ruhm ihm prophezeie.*

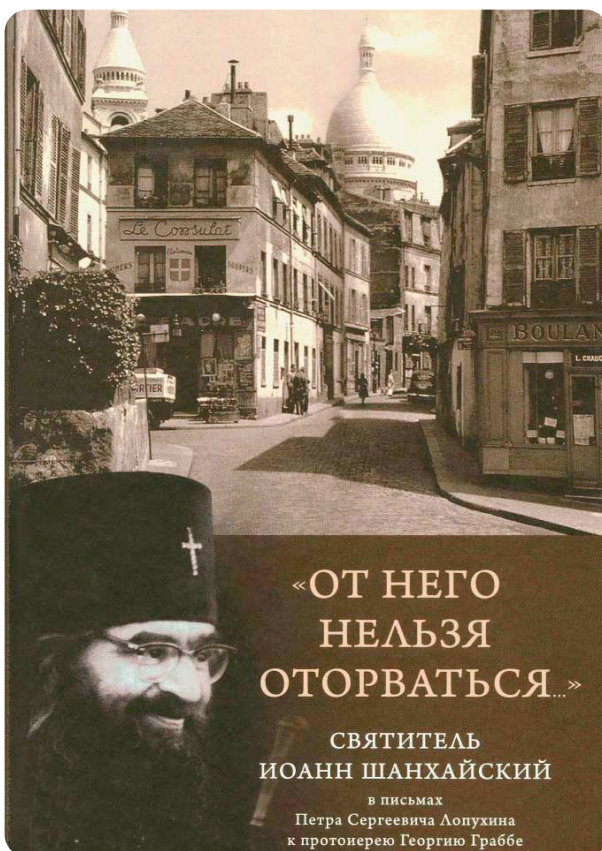
*Sieh dort das Tier, davor ich im Entfliehen,
Hilf, Weiser und Berühmter, mir von hinnen,
Mir, dem durch Puls und Ader Schauder ziehen!“ –
Hölle I,79-90*

Wir könnten dieselben Worte im Namen der Weltliteratur auch an Dante selbst richten. Nicht nur die italienische Literatur hat ihm, dem Schöpfer der italienischen Literatursprache, alles zu verdanken. Die russische Literatur greift mindestens seit Puschkin ständig Dantes Themen, Sprachstil, Symbolik, Ansätze, Musik, Rhythmus, Bildersprache auf, um nur einige Aspekte zu nennen. Es ist viel über dieses Thema geschrieben worden, und ich, der ich kein Spezialist, sondern ein dankbarer Leser bin, kann gar nicht alles aufzählen.

Im Übrigen möchte ich nur meine Erfahrung teilen, die ich beim Erzählen von Geschichten über Dante und seine Komödie in verschiedenen Gruppen von Freunden gemacht habe. Es ist eine Erfahrung, die es einem Menschen ermöglicht, mit solchen Tiefen seines eigenen Lebens in Berührung zu kommen, die er nur intuitiv geahnt, aber nicht wirklich gekannt hat. Schließlich trägt jeder Mensch auf seinem Lebensweg Ansätze von und die Intuition über Hölle, Fegefeuer und Paradies in sich. Dieser Weg kann in der Begleitung des großen Florentiners beschritten werden.

Andrej Fastovskiy

„ER IST UNGLAUBLICH ANSTÄNDIG, KLUG UND RECHTSCHAFFEN, DOCH MIT IHM UNTER EINEM DACH ZU LEBEN IST UNERTRÄGLICH“ ODER WARUM WIR DEN HEILIGEN JOHANNES (MAKSIMOVICH) NICHT ALS ERZBISCHOF VON WESTEUROPA KOMMEMORIEREN



Buchbesprechung: Georgij Pavlovich (Hg.), „Man kann die Augen nicht von ihm lassen...“ Der heilige Johannes von Shanghai in den Briefen von Petr Sergeevich Lopukhin an Erzpriester Georgij Grabbe Moskau 2022

Die orthodoxe St.-Tichon-Universität für Geisteswissenschaften überzeugt einmal mehr durch ihre wissenschaftliche und publizistische Tätigkeit. So wurde im Jahr 2022 ein Buch veröffentlicht, das den wenig erforschten europäischen Lebensabschnitt

(1951-1962) des großen gottgefälligen Liturgen des 20. Jahrhunderts, des Heiligen Johannes (Maksimovich), des Wundertäters von Shanghai und San Francisco, beleuchtet.

Die Besonderheit des Buches liegt darin, dass wir es hier nicht mit einer „trockenen“ historischen Darstellung zu tun haben. Vor uns liegt ein Zeitzeugenbericht, denn veröffentlicht wurde die Privatkorrespondenz zwischen Petr Sergeevich Lopukhin und Erzpriester Georgij Grabbe, die erst unlängst an der Stanford University in Kalifornien (USA) entdeckt worden ist, wo sie verwahrt wird.

Wie Vater Georgij Grabbe, dessen Name den meisten kirchenhistorisch versierten Menschen nicht unbekannt ist, so hat auch der weniger bekannte Petr Lopukhin den größten Teil seines Lebens in den Dienst der Kirche gestellt und in ihrer Verwaltung gearbeitet. Ab 1935 wirkte er im Büro des Synods der Russisch-Orthodoxen Kirche in Sremski Karlovcy, war später Sekretär der Vorkonziliaren Kommission und dann des Zweiten All-Diaspora-Konzils von 1938 und schließlich von 1948-1961 Sekretär und Schatzmeister der westeuropäischen Diözese, gerade dann, als der Heilige Johannes (Maksimovich) dort amtierte.

Mit letzterem wohnte er im selben Haus im Kadettenkorps in Versailles und teilte dasselbe Essen, das er nach eigenem Bekunden manchmal selbst zubereitete, wenn sich die Köchin weigerte, nachts zu kochen, als der Heilige, erschöpft von den Strapazen des Tages, sein Zuhause erreichte. Vermutlich hat in den mehr als zehn Jahren, die der hl. Johannes in der westeuropäischen Diözese verbrachte, niemand so eng mit ihm Kontakt gepflegt wie P. S. Lopukhin – allerdings nur unter der Voraussetzung, dass man überhaupt von einer Annäherung

sprechen darf, denn nicht umsonst bemerkte Lopukhin einst: „E[rzbischof] J[ohannes] ist sehr verschwiegen“. (S. 117)

Doch bevor wir uns dem Inhalt des Buches zuwenden, wollen wir noch zwei Worte über die Edition selbst verlieren. Der Herausgeber der Briefe, Priester Georgij Pavlovich, bezeugt, dass „die Arbeit eines Historikers die Prüfung und Auswertung der übermittelten Informationen“ einer privaten Korrespondenz voraussetzt, die ja die subjektiven Ansichten des Verfassers zum Ausdruck bringt, „welche manchmal sogar fehlerhaft sind“ (S. 6). Er initiierte diese Arbeit auch, indem er die Briefe mit einem umfangreichen kritischen Apparat versah. Der Umfang der geleisteten Arbeit ist beachtlich. Der Herausgeber hat sich nicht nur die Mühe gemacht, die Identität buchstäblich jeder in den Briefen oft nur dem Vornamen nach erwähnten Person festzustellen, sondern er hat auch die Titel von Veröffentlichungen ermittelt, auf die sich die Verfasser der Briefe nur indirekt bezogen. Die folgende Passage mag von der Integrität der Arbeit zeugen: In einem seiner Briefe teilt Petr Lopukhin mit, dass er auf der Suche nach einem Verlag ist, der seinen Artikel mit 36.800 Zeichen veröffentlichen würde (S. 33). Vr. Georgij suchte nach dem 1951 veröffentlichten Artikel und zählte nur 25.500 Zeichen, was ihn zu dem Schluss kommen ließ, dass sich der Brief auf eine längere Fassung des Manuskripts bezogen haben muss.

Es überrascht jedoch nicht, dass sich bei einer derart umfangreichen Studie auch Fehler in den „Apparat“ eingeschlichen haben. Und diese sollten ebenfalls erwähnt werden. Zum Beispiel schreibt Vr. Georgij auf Seite 70, dass E.I. Makharoblidze von 1951 bis 1967 Chefredakteur der Zeitschrift „Cerkovnaja Zhizn“ war. Doch Eksakustodian Ivanovich starb im August 1960, wie der Eintrag im Matrikelbuch unserer Kathedrale in München belegt. Außerdem war die Zeitschrift „Cerkovnaja Zhizn“ das offizielle Organ des Synods der ROKA und zog 1950 mit ihm zusammen in die Vereinigten Staaten. Makharoblidze aber konnte in dieser Zeit nicht ihr Chefredakteur gewesen sein, da er in Deutschland blieb. Er war allerdings der Chefredakteur des offiziellen Publikationsorgans der deutschen Diözese „Cerkovnye Vedomosti“, welches auf Seite 77 erwähnt wird. Bedauerlicherweise findet sich aber auch dort eine Ungenauigkeit. Diese Zeitschrift wurde nicht von 1953-1964 herausgegeben, wie Vr. Georgij meint, sondern in der Zeit von 1951-1971.



Petr Sergeevich Lopukhin

Wie viele solcher Ungenauigkeiten es in dem Buch gibt, kann ich nicht beurteilen. Ob die von mir erwähnte notwendige Korrektur einen Schatzen auf den gesamten kritischen Apparat wirft? Mitnichten! Der Autor hat umfangreiche Forschungsarbeit geleistet, bis hin zum Studium der Protokolle der Bischofskonzilien der Auslandskirche, was es auch dem historisch Unversierten ermöglicht, die Geschichte der westeuropäischen Diözese durch das Prisma einer privaten Korrespondenz von vor 70 Jahren zu lesen. Dies ist umso wertvoller, wenn man bedenkt, dass die Briefe eine ganze Palette von Themen berühren, die nicht direkt mit der Persönlichkeit des hl. Johannes zu tun haben, sondern mit der Geschichte der ROKA als einem Ganzen. Ja, man könnte sagen, auch mit der europäischen Geschichte als solcher.

Abschließend ist anzumerken, dass die Edition neben den Briefen auch eine Reihe von Predigten aus der europäischen Zeit des Heiligen enthält, die zwar bereits veröffentlicht wurden, aber in heute kaum bekannten Zeitschriften verstreut sind und anders wohl nur in wenigen Bibliotheken der Welt zu finden wären.

Ich erinnere mich, einst einem Gespräch eines altgedienten Klerikers unserer Diözese beigewohnt zu haben. Der zu dem Zeitpunkt noch als Protodiakon tätige Erzpriester Georgij Kobro beklagte damals mit ernster Miene und scherzhaftem Unterton eine „offenkundige“ Ungerechtigkeit: Der heilige Johannes habe in Amerika nur vier Jahre lang als Bischof amtiert (1962-1966), und doch wird er als



Hl. Johannes von Shanghai mit dem Klerus der Westeuropäischen Diözese

Johannes von Shanghai und(!) San Francisco kommemoriert, während er in Europa elf Jahre lang als Bischof tätig war – und wir gedenken seiner in unseren liturgischen Gebeten nicht als Bischof „von Westeuropa“.

Vielleicht können die wenig schmeichelhaften und, wie der Herausgeber der Briefe angedeutet hat, in mancher Hinsicht sogar irreführenden, aber zugleich zweifellos aufrichtigen Briefe von Petr Lopukhin, wenn schon nicht bei der Beantwortung der Frage helfen, so doch zumindest dabei, ein Gefühl dafür zu vermitteln, warum dies so gekommen ist.

„Wenn auch nur die geringste Chance dazu besteht, werde ich nicht von seiner Seite weichen.“

Das erste Urteil des Sekretärs und des Schatzmeisters der westeuropäischen Diözese über die Ankunft seines neuen Bischofs fiel ausgesprochen positiv, wenn nicht gar schwärmerisch aus. Auf die

Frage von Vr. Georgij Grabbe, wie er seinen neuen Oberhirten finde, schrieb Lopukhin:

Wenn ich in seiner Gesellschaft bin, frohlockt mein Herz ununterbrochen, und wenn auch nur die geringste Chance dazu besteht, werde ich nicht von seiner Seite weichen. Und sollte ich fortgehen müssen, und sei es nach London, werde ich schweren Herzens gehen – so erfreulich ist es, in seiner Nähe zu sein (S. 34).

Es sei daran erinnert, dass es sich hier nicht um Eindrücke eines Neophyten handelt. Dem hl. Johannes von Shanghai begegnete der 1885 geborene Petr Lopukhin in seinem 67. Lebensjahr. Seine theologische Reife erlangte er in Belgrad durch den engen Kontakt mit solchen bedeutenden Persönlichkeiten wie Metropolit Antonij (Khrapovitskij) und Erzbischof Gavriil (Chepur). Bezeichnenderweise betonte der hl. Johannes im Jahr 1962 bei der Beerdigung von Petr Lopukhin genau diese Verbundenheit:

Metropolit Antonij wird seinem geistlichen Sohn mit Freude seine Arme öffnen. Wie der ehrwürdige Ba-

silius der Neue, der der seligen Theodora auf ihrem Weg durch die Zollhäuser erschien und für ihre Seele ein Lösegeld zahlte, wird auch er ein Fürsprecher für die Seele von Petr Sergeevich sein. (c. 250)

Halten wir gleich fest: Lopukhins Einstellung gegenüber dem hl. Johannes änderte sich allmählich. Der Geist des Verdrusses, der Gereiztheit und zuweilen auch der Enttäuschung begann im Laufe der Jahre in seinen Briefen die Oberhand zu gewinnen. Allerdings gab es unter all den außergewöhnlichen Eigenschaften des Heiligen, die Petr Sergeevich später als frustrierend empfand, eine Sache, die den gebildeten Sekretär über die Jahre hinweg immer wieder begeisterte. Nach Einschätzung von Lopukhin hat der Herr Seinen Auserwählten mit der Gabe eines tiefgründigen theologischen Denkens begnadet. Schon bei ihrer ersten Begegnung im Jahr 1951 stellte Lopukhin fest: „Seine Predigten sind außerordentlich informativ, seine Kenntnisse – so weit wie das Meer“ (S. 33). Und nachdem er zwei Jahre lang in der Nähe des Heiligen gelebt hatte, gestand Petr Sergeevich im Jahr 1953, dass das eigene Bedürfnis, zu „theologisieren“, völlig verfliegen sei, lebe er doch mit einem Mann zusammen, der ein „Theologe“ im kirchenväterlichen Sinne dieses Wortes sei:

Seit ich in der Nähe von Vladyka Johannes lebe, ist mir die Lust am Schreiben vergangen: Sein Leben ist so unglaublich streng (ich glaube, Merezhkovskij oder Berdjaev würden sagen „unmenschlich“ streng), sein Wissen ist so tief, ich verstehe im Vergleich zu ihm so wenig, dass ich nicht mehr schreiben will – das wäre reiner Dilettantismus. Deshalb schreibe ich, wenn ich schreiben muss. (S. 43)

Im Laufe der Zeit begann Lopukhin, an der Aufzeichnung und Veröffentlichung der Predigten des großen Heiligen zu arbeiten. So hielt er im Jahr 1955, als sich in seine Briefe bereits Unzufriedenheit mit Bischof Johannes einzuschleichen begann, am Ende seines Briefes dennoch seine Bewunderung für die Weisheit des Heiligen nicht zurück:

Wie klug er aber ist! Und was für Predigten er trotz seines Stimmdefekts hält! In dieser Fastenzeit sprach er über das Kreuz, über das jüngste Gericht. Milina! („Gnade“ auf Serbisch – Anm. d. Red.) Ich habe aus verschiedenen Predigten einen Text zusammengestellt, der in der Zeitschrift „Cerkovnyj Golos“ abgedruckt wurde – „Vorbereitung“ nannten wir ihn – sehr gut! (S. 87)

In einem anderen Brief von 1958 schreibt Lopukhin – um ein anderes Beispiel zu nennen –

abermals nach einer Welle der Entrüstung über die „unerträgliche“ Lebensweise des strengen bischöflichen Asketen:

Und doch! Bei all seiner Erschöpfung – wieviel Kraft in ihm ist, wieviel er versteht, wieviel er weiß! Wieviel er durchdacht, wieviel begriffen hat im ideologischen Bereich! (S. 128)

Im selben Schreiben berichtet Petr Lopukhin davon, welch Mühe ihm die Aufzeichnung der Predigten des hl. Johannes, die ihm der Heilige zudem – von einigen Ausnahmen abgesehen – meist noch verbot zu veröffentlichen, gekostet hat:

Ich wünschte, ich könnte dir vor Augen führen, wie er mir diese Inhalte präsentierte! Einschlafend, wieder wach werdend: „Ja, also doch... Melchisedek... Ja! Gottgefällig... Ja... Also doch, König des Friedens...“ Ich ärgerte mich und notierte zugleich, und verstand nicht, was er noch so erzählte, und das alles nachts, in der zweiten Stunde!!! Ein unerträglicher Mensch. Aber diese Formulierungen von ihm, so finde ich, liefern eine Grundlage für die Ausarbeitung einer „Orthodoxen Philosophie des Rechts“. (S. 128-129)

„Er hat sich gemartert! Er ist müde!“

Wie gesagt, erfolgte die Theologie des heiligen Johannes im Gleichschritt mit einer sich selbst gegenüber schonungslos-strengen Askese. Beispielsweise ist bekannt, dass der Heilige bestrebt war, jeden Tag die Göttliche Liturgie zu zelebrieren. Selbst wenn er nach Aussage von Petr Lopukhin bis zu vierzig Grad Fieber hatte, seine Füße geschwollen und eitrig waren, die Ärzte ihm Penicillin verabreichten und von ihm verlangten, dass er im Bett bleibe, „geht er barfuß im Matsch zum Gottesdienst“ (S. 69). Nur einmal ließ er sich zu einem längeren Krankenhausaufenthalt überreden, und das auch nur unter der Bedingung, dass er dort jeden Tag die Liturgie feiern dürfe.

Weiter ist bekannt, dass der Heilige sein ganzes asketisches Leben lang im Sitzen schlief: Er wollte den eigenen Körper nicht durch ein Bett, ja nicht einmal durch eine horizontale Schlafposition „verwöhnen“. Daher war es in der Tat schwierig, ihn dazu zu bewegen, sich in ein Krankenhaus „zu legen“. Die Bettruhe meidend, erholte sich Vladyka Johannes (nachdem er Gott um Gnade ersucht hatte?) zur Überraschung der Ärzte schnell und musste doch nicht ins Krankenhaus. Später überlagerte jedoch eine weitere Infektion die erste und es kam erneut zu gesundheitlichen Komplikatio-

nen. Daraufhin ging Bischof Johannes ins Lesna-Kloster in Frankreich. Von dort erreichte Lopukhin die „unglaubliche“ Nachricht: Im Kloster „lag und schlief er im Liegen“ und fühlte sich sogar „gut, wenn er lag“ (S. 79). Als er jedoch nach Paris zurückkehrte, weigerte er sich wiederum, sich niederzulegen und wies alle Aufforderungen dazu scherzend von sich: „Zeit, dass ich wieder eine Normalposition einnehme.“ (S. 79) „Großartiger Mann“, spöttelte wiederum sein Sekretär, „aber er kann unausstehlich sein“ (S. 70).

Wenn P. S. Lopukhin anfangs, wie oben erwähnt, die asketische Lebensstrenge seines Bischofs auf richtig bewunderte, so erschien ihm dieselbe Strenge im Laufe der Jahre immer mehr als schädliche Eigenschaft, wenn es um die Verwaltung der Diözese ging. Bereits 1954 gestand er Erzpriester Georgij:

Manchmal ist es sehr schwierig: Man hat den Eindruck, dass Vladyka oft derart erschöpft ist, dass er einfach nicht in der Lage ist, etwas zu tun. (S. 65)

Diese Abgeschlagenheit ging so weit, dass der hl. Johannes manchmal mitten während der Arbeit einschlief, obschon sich die Besucher in seinem Vorzimmer drängten, und es schien unmöglich, zu ihm durchzudringen. Gegen Ende seines Lebens berichtete der recht erschöpfte Sekretär über seinen noch weitaus erschöpfteren Bischof:

Armer Vladyka Johannes! Er hat sich gemartert! Er ist müde! Er begreift nicht, dass er seine alte Kraft nicht mehr hat! Dass sein Leben auf Anspannung und Aufschwung beruht, wenn aber der Aufschwung vorüber ist, wenn er eine schöne Predigt gehalten hat, dann bricht er wieder zusammen, nieder von seiner Höhe... Ich habe ihm neulich, als er bei guter Verfassung war, gesagt: Begreifen Sie, in welche Lage Sie sich gebracht haben? In diesem Zustand sind Sie zu nichts zu gebrauchen, Sie können nicht arbeiten, Sie können nur von Krankenhaus zu Krankenhaus gehen... Und dann gestand er mir zum ersten Mal, dass er müde sei... aber wie soll man ihn zur Ruhe zwingen! (S. 127)

„Mit den Heiligen lass ruhn, o Herr, bloß ja nicht an ihrer Seite leben“

Diese „Anekdote“, die hier Archimandrit Sergij (Pfeffermann) aus Meudon (S. 56), in der Regel jedoch dem heiligen Justin (Popović) zugeschrieben wird, wurde in Frankreich „oft“ (S. 60) in den Mund genommen, wenn es um den hl. Johannes ging, nicht zuletzt vom Verfasser der Briefe selbst,

jenem, der einst versicherte, dass er „nicht von seiner Seite weichen werde, wenn auch nur die geringste Chance dazu besteht“ und dass sein „Herz in seiner Gesellschaft ununterbrochen frohlockt“. Doch es erwies sich schwieriger als gedacht, mit einem Mann zusammenzuarbeiten, der jenseits von Raum und Zeit im Bereich des Göttlichen beheimatet war:

Manchmal möchte ich ihn um 23 Uhr verlassen, und er entgegnet mir: „In Ordnung, Sie können dann heute Abend wiederkommen.“ – „Von was für einem Abend sprechen Sie, es wird bald Mitternacht!“ – „Ach, das ist mir entgangen!“ (S. 158)

Die aus weltlicher Sicht unerträgliche Askese führte dazu, dass Erzbischof Johannes offenbar mit bestimmten Verwaltungsangelegenheiten der Diözese überfordert war. „Vladyka ist ein schlechter Verwalter. Ich habe ihm gesagt, dass ich ihn zwar als Theologen bewundere, ihn aber nicht als Verwalter anerkenne“ (S. 56), gestand Petr Sergeevich im Jahr 1954.

Es sei darauf hingewiesen, dass der hl. Johannes – wohl nicht zuletzt aufgrund der russischen Jurisdiktionsfehen – nicht nur die schwierigste, sondern auch die ärmste Diözese der Auslandskirche seiner Zeit erhielt, deren Diözesanzentrum (das Kadettenkorps in Versailles) in „Schmutz und Armut“ (S. 66) versank. Die prekäre materielle Situation ertrug er allerdings mit asketischer Gemütsruhe, sehr zum Leidwesen seiner Mitarbeiter:

Vladyka hingegen scheint den Schmutz wirklich nicht zu bemerken. Das Schuljahr ist angebrochen, und die Matratzen sind noch nicht einmal gewaschen oder mit frischem Stroh ausgestopft worden. Die Kinder haben keine Schränke, Tische oder Stühle für ihre Kleidung, und wenn sie sich ausziehen, legen sie sie entweder auf den Boden oder auf das Bett. Der Anblick ist schmerzhaft und abstoßend, aber es berührt ihn überhaupt nicht. Er spürt den Gestank nicht. Ich kann verstehen, dass manche Mütter ihn vorwurfsvoll anblicken! (S. 66)

Interessanterweise war sich Petr Lopukhin durchaus der Tatsache bewusst, dass nur ein selbstloser Asket in der Lage ist, unter solchen Bedingungen zu leben und zu arbeiten:

Wir sind in einer abnormalen finanziellen Situation: Wir überleben nur, weil es uns fast nichts kostet, unseren Hierarchen zu unterhalten. Die Diözese ist sein Lehnsgut: nur er kann hier bleiben, und niemand kann ihn ersetzen. (S. 81)

Nichtsdestotrotz, vom weltlich-administrativen Standpunkt aus betrachtet, konstatierte der Sekretär der westeuropäischen Diözese wiederholt, „dass Vladyka hier gescheitert ist.“ (S. 85). So schrieb er zum Beispiel im Jahr 1955:

Die Stimmung bei uns ist trüb. Wie das Alter in Schüben kommt, so kommt auch die Erkenntnis des Scheiterns der Tätigkeit von Erzbischof Johannes, so sehr ich mich auch dagegen gewehrt habe. Jetzt erwehre ich mich ihrer gar nicht mehr, und untereinander sprechen wir bereits offen über dieses allen offenkundige Scheitern. Schweren Herzens sagt Graf Apraksin, dass unter den vielen, die Vladyka Johannes ein langes und gesundes Leben wünschen, auch die treuesten Eulogianer sind, weil sie wissen, dass niemand zu ihm übergehen wird. Grundsätzlich sind viele froh, dass es einen solchen Asketen gibt, aber niemand will mit ihm Umgang und Gemeinschaft im Alltag pflegen. (S. 94-95) (Hervorhebung von mir – A.F.).

„Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland“ (Mt 13,57). Das orthodoxe Europa bedurfte keines Asketen, auch nicht eines Heiligen, der nicht in der Lage war, auf die materielle Situation der Diözese günstig einzuwirken.

Und in seinen späteren Briefen kommt Lopukhin schließlich zu dem Schluss – und findet ihn angeblich in Aussagen der Nonnen des Lesna-Klosters bestätigt (S. 90) –, dass Vladyka Johannes „gar kein Altvater und Erzieher“ sei (S. 119), kein „Starez“ (S. 119), kein „begnadeter Beichtvater“, kein „weiser Seelenforscher“ (S. 90), sondern nur ein allzu strenger Asket sich selbst und anderen gegenüber. Und deshalb

pflegt er nirgendwo, weder hier noch in Brüssel, [persönliche] Beziehungen zu jemandem, und man graut sich dort vor seiner Ankunft ebenso sehr wie hier vor seiner Rückkehr. (S. 96)

In einigen ihrer Urteile suggerieren die zweifellos fehleranfälligen, jedoch aufrichtigen Briefe von P. S. Lopukhin, dass es mit fortschreitender Amtszeit des hl. Johannes auf dem westeuropäischen Bischofssitz immer weniger Menschen in der Diözese gab, die bereit waren zu bezeugen, dass „in seiner Gesellschaft das eigene Herz ununterbrochen frohlockt“. Doch lag dies wohl kaum daran, dass die Kraft des Hl. Geistes im hl. Johannes versiegte?!

Fazit

Ein wohlbekannter Historiker unserer Auslandskirche, Diakon Andrej Psarev, ließ in einem Gespräch mit mir einmal folgenden Satz fallen: „Zweifellos“, so sagte er, „ist der heilige Johannes von Shanghai und San Francisco das Beste, was unsere Auslandskirche dieser Welt dargebracht hat.“ Dem kann und will ich nicht widersprechen. Die Kirche gebietet Heilige – das ist ihre primäre und wichtigste Aufgabe, und in diesem Sinne ist der hl. Johannes „Säule und Grundfeste“ der Russischen Kirche im Ausland. Doch stellen wir uns einmal die Frage: Hätte der Historiker dieselbe Überzeugung an den Tag gelegt, hätte er ein halbes Jahrhundert früher gelebt?

Ich möchte die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine interessante Koinzidenz lenken: 1951 veröffentlichte P. S. Lopukhin im Kloster des hl. Hiob von Počaev in München sein Büchlein „Über den orthodoxen Menschen“ – eine theologische Abhandlung über die Orthodoxe Anthropologie, basierend auf dem Leben und den Lehren des heiligen Seraphim von Sarov. Der Zufall wollte es, dass Lopukhin just in diesem Jahr dem heiligen Johannes begegnete. Das ist es, was der Theologe über den großen Wundertäter Seraphim schreibt, kurz bevor er auf den großen Wundertäter Johannes trifft:

*Die Vertreter der russischen Bildungsschicht verkannten den heiligen Seraphim, verstanden ihn nicht, entdeckten ihn nicht und wandten sich nicht an ihn... In der gesamten russischen Literatur, in der Geschichte jener Zeit gibt es nicht einmal eine Erwähnung des heiligen Seraphim und Sarov... Der heilige Seraphim war ein Zeitgenosse Puschkins, Lermontovs, der Slawophilen, studiert man jedoch die russische Kultur jener Zeit, so ahnt man nicht einmal, dass zu jener Zeit in Russland ein heiliger Wundertäter lebte, ein Mann, der des Königtums Gottes teilhaftig war, dass dieses Königtum in ihm und um ihn herum hier auf dieser Welt war. **Was für ein erstaunliches Phänomen ist eine solche Blindheit. Sie darf niemals vergessen werden.** (Hervorhebung von mir – A.F.).*

Eine aufschlussreiche Beobachtung in Anbetracht all dessen, was oben zur Sprache kam, nicht wahr? Und jedem von uns steht es frei, eigene Schlüsse daraus zu ziehen.



Hl. Johannes (Maksimovich), Erzbischof von Shanghai und San Francisco (+1966)

ÜBER DIE TALENTE UND DIE IKONENMALEREI

PREDIGT AM 16. SONNTAG NACH PFINGSTEN

Der Herr erzählte das Gleichnis von einem Herrn, der seinen Knechten entsprechend ihren Fähigkeiten Talente anvertraute. Nach einiger Zeit forderte er Rechenschaft und belohnte diejenigen, die ebenso viel erwirtschafteten, wie sie erhalten hatten. Aber denjenigen, der nichts tat und nur das empfangene Talent zurückbrachte, bestrafte er streng. Der Herr in diesem Gleichnis ist der Herrgott, die Talente sind seine Gaben, und die Knechte sind die Menschen. Der Herr gibt geistliche Gaben, er gibt sie einzelnen Menschen und auch ganzen Völkern. Vor dem Kommen Christi wurden die Worte Gottes Israel anvertraut. Als Israel im Glauben schwankte und Juda zu fallen begann, rief der Prophet Baruch, ein Schüler des Propheten Jeremia: „Dies ist das Buch der Gebote Gottes und das Gesetz, das ewig bleibt. Alle, die daran festhalten, werden leben, aber die es verlassen, werden sterben. Kehre um, Jakob, ergreife es, wandle im Lichte seines Scheines! Gib deine Herrlichkeit nicht einem anderen und dein Nützliches nicht einem fremden Volk. Glückselig sind wir, dass wir wissen, was Gott gefällt“ (Baruch 4, 1-4). Doch Israel blieb nicht im Bund mit Gott und, indem es den Sohn Gottes ablehnte, fiel es von Gott ab. Der Herr gründete seine neutestamentliche Kirche, in die viele ehemalige heidnische Völker eintraten. Die besondere Hüterin der Orthodoxie wurde nach dem Sieg des Christentums über das Heidentum Byzanz, in dem die ökumenischen Konzile und die heiligen Väter der Kirche die genaue Darlegung der Glaubensdogmen und die orthodoxe Lehre festlegten. Nach dem Fall von Byzanz wurde der orthodoxe Glaube am meisten vom russischen Volk bewahrt, das ihn zu dieser Zeit bereits vollständig in sich aufgenommen hatte. Das Volksleben und die staatlichen Gesetze, Bräuche – alles hatte seine Grundlage im orthodoxen Glauben oder war mit ihm im Einklang. Eine der Verkörperungen des orthodoxen Glaubens sind unsere Kirchen, die das ganze russische Land bedeckten. Die Kirche selbst ist bereits ein Abbild der unsichtbaren universellen Kirche, von der wir

im Glaubensbekenntnis sprechen: „An die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche“. Daher werden unsere Kirchen auch „Kirchen“ genannt. Die Kuppel, die sich über der Kirche erhebt, weist uns auf das Streben zum Himmel hin und erinnert uns an die Himmelsgewölbe, unter denen unser Gebet zu Gott aufsteigt. Sie erinnert uns an den unsichtbaren Himmel, das höhere Reich Gottes. Die Kirchen werden mit Ikonen geschmückt. Ikonen sind nicht einfach Bilder von Personen oder Ereignissen. Die Ikone ist ein Symbol des Unsichtbaren. Wenn wir das äußere Erscheinungsbild Christi und seiner Heiligen sehen, soll die Ikone auch ihr inneres Wesen – ihre Heiligkeit – darstellen. Selbst weltliche Darstellungen verkörpern oft eine Idee. Nehmen wir zum Beispiel das bekannte Denkmal Peters des Großen in Sankt Petersburg, wo er hoch erhoben auf einem Pferd dargestellt ist, was symbolisiert, wie hoch er Russland in vielerlei Hinsicht erhoben hat. Viele andere Denkmäler stellen eine Idee dar. Wenn dies in der weltlichen Kunst so ist, dann erst recht in der geistlichen Kunst, die das Höchste, Himmlische und Geistliche darstellt. Die Ikone ist kein Porträt; ein Porträt zeigt nur das irdische Erscheinungsbild einer Person, während die Ikone auch ihren inneren Zustand darstellt. Selbst wenn man nur das äußere Erscheinungsbild darstellt – in verschiedenen Momenten würden die Darstellungen immer unterschiedlich sein. Der selige Metropolit Anastasij (Gribanovskij) erzählte, wie er als Student der Geistlichen Akademie mit seinen Altersgenossen in Kronstadt an den Gottesdiensten des rechtschaffenen Vaters Johannes teilnahm. Und als Vater Johannes die Liturgie beendete, war sein Aussehen lichtdurchflutet, wie bei Moses, als er vom Berg Sinai herabstieg. Später empfing Vater Johannes sie in seiner Zelle und sah aus wie ein gewöhnlicher Mensch. Auch unser Herr Jesus Christus zeigte uns einmal seine göttliche Herrlichkeit auf dem Berg Tabor, während er die meiste Zeit wie ein gewöhnlicher Mensch erschien, und die Menschen wunderten sich, woher er solche Macht und Wunder hatte. Die Ikone soll nicht nur das Äußere, sondern auch das innere Leben, die Heiligkeit und die Nähe zum Himmel darstellen. Dies zeigt sich

hauptsächlich im Gesichtsausdruck und im Blick, und dementsprechend sollte auch der Rest der Ikone gemalt werden. Die Aufmerksamkeit unserer orthodoxen Ikonenmaler richtete sich auf die Darstellung des geistigen Zustands, der unter dem Fleisch verborgen ist. Je besser dies gelang, desto besser war die Ikone. Oft gab es dabei Mängel in der Darstellung bestimmter Körperteile, nicht weil die Ikonenmaler dies bewusst taten, sondern weil das Erreichen des Hauptziels ihnen nicht immer erlaubte, genügend Aufmerksamkeit auf die nebensächlichen Aspekte zu richten. Wenn man gewöhnliche Fotos macht, besonders unerwartete, würde man auf vielen unnatürlichen Körperhaltungen der Menschen sehen, die wir normalerweise nicht bemerken. Man kann keine Ikone malen, indem man nur das äußere Erscheinungsbild des Körpers darstellt, sondern es müssen auch die unsichtbaren Taten und die himmlische Herrlichkeit darauf abgebildet sein. Dies kann in Vollendung nur derjenige tun, der selbst ein geistliches Leben führt und dem das Leben der Heiligen verständlich und nah ist. Deshalb bereiteten sich unsere alten Ikonenmaler immer durch Fasten und Gebet darauf vor. Viele so gemalte Ikonen wurden vom Herrn mit wunderwirkender Kraft ausgestattet. Natürlich sollte jede Ikone nach ihrer Weihe verehrt werden, und man darf ihr nicht gleichgültig oder respektlos begegnen, weshalb wir uns mit Urteilen über bereits in den Kirchen stehende Ikonen zurückhalten sollten. Doch wir sollten immer nach dem Besseren streben und hauptsächlich nicht so sehr auf die äußere Schönheit der Ikonen achten, sondern auf ihre Geistigkeit. Ikonen, die offensichtlich nicht den Anforderungen der orthodoxen Ikonenmalerei entsprechen, sollten nicht in Kirchen und manchmal nicht einmal in Häusern aufgestellt werden. Nicht alle, die das Talent und die Fähigkeit zum Malen besitzen, können eine Ikone malen. Oft hat die Stimmung desjenigen, der die Ikone malt, und der Wunsch, Gott zu dienen, mehr Bedeutung als das eigentliche Können. Nach Peter dem Großen kam zusammen mit den guten Dingen, die aus dem Westen gebracht wurden, auch vieles Neue, fremd dem orthodoxen Geist, das einen großen Teil der gebildeten russischen Klasse beeinflusste und viele unnütze, schlechte Neuerungen in ihre Werke einbrachte. Teilweise spiegelte sich dies auch in der Ikonenmalerei wider. Anstatt den alten russischen Ikonenmalern nachzueifern, herrschte das Nachahmen fremder, dem orthodoxen Glauben fremder westlicher Künstler vor. Die neuen Darstellungen

waren zwar sehr schön, entsprachen jedoch nicht dem Geist der Ikonenmalerei. Der fremde orthodoxe Geist begann in Russland Fuß zu fassen und schwächte es allmählich. An uns richten sich nun die Worte des Propheten: „Gib deine Herrlichkeit nicht einem anderen und dein Nützliches nicht einem fremden Volk“. Im Leben sowie in den kirchlichen Bräuchen müssen wir zu den festen und reinen Grundlagen zurückkehren, auf denen Russland aufgebaut und gehalten wurde. Ihre Abbildung ist auch unsere Ikonenmalerei. Ikonen für unsere Kirchen sollten nicht in einem fremden, dem orthodoxen Glauben fremden Geist gemalt werden. Falsch liegen diejenigen, die behaupten, dass orthodoxe Ikonen unbedingt dunkel und mit unnatürlichen Körperhaltungen gemalt werden müssen. Alte Ikonen wurden mit leuchtenden, hellen Farben gemalt und sind im Laufe der Zeit durch die Jahre und den angesammelten Staub dunkel geworden. Dennoch müssen wir daran denken, dass viele Heilige wirklich dunkelhäutig waren, weil sie ihr Leben in heißen Wüsten verbrachten, und dass viele wirklich durch jahrelange Askese erschöpft waren. Sie wurden nicht durch irdische, sondern durch himmlische Schönheit verherrlicht. Mögen sie uns durch ihre Gebete helfen, dass unsere Kirchen ein Abbild der himmlischen Herrlichkeit werden und unsere Herde sich in der Suche nach dem Reich Gottes vereint, und dass sie sowohl durch ihre Kirchen als auch durch ihr Leben die Wahrheit der Orthodoxie verkündet.



Offizielles – Klerus

Diözesanversammlung der Deutschen Diözese im Jahr 2024

Am 20. September / 3. Oktober versammelten sich die Priester, Kirchenältesten und Schatzmeister der Deutschen Diözese in der Gemeinde der Verklärung des Herrn in Bielefeld zur jährlich stattfindenden Diözesanversammlung. Der Tag fiel mit dem Gedenken an alle Heiligen des deutschen Landes zusammen. In diesem Zusammenhang beteten die Geistlichen und Gemeindemitglieder am Vorabend und am Festtag selbst im Gottesdienst, der von zwei Bischöfen – Metropolit Mark von Berlin und Deutschland und Weihbischof Hiob von Stuttgart – geleitet wurde.

Nach der Liturgie tagten der Klerus sowie die in Bielefeld eingetroffenen Kirchenältesten und Schatzmeister der Gemeinden in der Diözesanversammlung. Metropolit Mark, Bischof Hiob, Erzpriester Nikolai Artemoff, Sekretär der Diözese, und Hypodiakon Grigorij Kobro, Schatzmeister der Diözese, erstatteten in der Sitzung Bericht. Die

Arbeit des Archivars der Diözese, Anatolij Kinstler, wurde besonders gewürdigt. In Anerkennung seines langjährigen Einsatzes für die Erhaltung und Aufarbeitung des Archivs der deutschen Diözese sowie für seine wissenschaftliche Leistung wurde dem Archivar eine Dankurkunde überreicht.

Neue Kleriker

Auf Erlass von Metropolit Mark wurde Erzpriester Rostislav Simonov aus der Diözese Poltava aufgenommen und zum dritten Priester in der Kirche des Schutzes der Allerheiligsten Gottesmutter in Regensburg ernannt.

Nach Erhalt seiner Entlassungsurkunde aus der Diözese Gorlovka wurde Erzpriester Maxim Ternovoy in den Klerus der deutschen Diözese aufgenommen. Vater Maxim wird seinen pastoralen Dienst in der Gemeinde des Großmartyrers Panteleimon in Köln fortsetzen.

Mit dem Segen von Metropolit Mark weihte Bischof Hiob Daniel Mironenko zum Diakon für die Gemeinde in Köln. Nach einem vierzigjährigen Lehrauf-

enthalt im Münchner Männerkloster wird Vater Daniel als Kleriker in dieser Kirchengemeinde tätig sein.

Auszeichnungen

Erzpriester Viktor Wdowitschenko, Vorsteher der Maria-Schutz Kirche in Regensburg, wurde zum Patronatsfest der Gemeinde am 1./14. Oktober das Recht verliehen, die Palitsa zu tragen.

Im Rahmen der Pontifikalliturgie am Sonntag nach dem Fest Maria-Schutz wurde Erzpriester Georgij Kharlov, Vorsteher der Kirche Maria-Schutz in Salzburg, das Recht verliehen, ein Schmuckkreuz zu tragen. Erzpriester Johannes Grintchuk, Kleriker der Maria-Magdalena-Kirche in Darmstadt, wurde durch Synodalbeschluss ebenfalls das Recht verliehen, ein Schmuckkreuz zu tragen.

Am Fest der Gottesmutterikone von Kazan (23. Oktober / 4. November) wurde Priester Arkadij Dubrovin in den Rang eines Erzpriesters erhoben und zum Vorsteher der Gemeinde in Gronau ernannt, wobei er weiterhin zum Klerus der Kirche der Gottes-



Hl. Johannes von Shanghai mit dem Klerus der Westeuropäischen Diözese



Diakonweihe von Daniel Mironenko

mutter von Kazan in Münster zählen wird. Erzpriester Nikolaj Karpenko wurde zum neuen Vorsteher der Kirche in Münster ernannt.

Priester Georgij Poloczek, Kleriker der Kirche des hl. Nikolaus in Frankfurt, wurde von Metropolit Mark das Recht verliehen, Skufja zu tragen.

Priestermönch Anatolij Tregubenko, Kleriker des Klosters des heiligen Hiob von Počaeu, erhielt während der Liturgie am 28. Oktober/10. November seine erste liturgische Auszeichnung – das Recht, einen Hüftgürtel zu tragen.

Neue Gemeindegründung

Im Oktober wurde durch Erlass von Metropolit Mark auf der Grundlage eines Beschlusses der konstituierenden Versammlung eine neue Gemeinde der Deutschen Diözese in Schwäbisch-Gmünd errichtet. Priester Roman Kulchynsky, Kleriker der Kirche des hl. Nikolaus in Stuttgart, wurde mit der vorübergehenden Betreuung der Gemeinde beauftragt.

Errungenschaften

Der Kleriker der Münchner Kathedrale der heiligen Neumärtyrer und

Bekenner Russlands und Mitarbeiter des Verlags des Klosters des hl. Hiob, Leser Andrej Fastovskiy, hat am 25. Oktober seine Doktorarbeit in Theologie erfolgreich verteidigt.

Am 7. November hat eine weitere langjährige Mitarbeiterin des Verlags des Klosters des hl. Hiob, Anastasia Limberger, ihre Doktorarbeit auf dem Gebiet der Geschichte der byzantinischen Kunst erfolgreich verteidigt.

Nekrolog

Am Freitag, dem 26. Oktober / 8. November, dem Festtag des Großmartyrers Demetrios von Thessaloniki, starb überraschend Erzbischof Petr von Chicago und Mittelamerika.

Erzbischof Peter wurde als Paul A. Lukyanov 1948 in San Francisco in einer Familie von Don-Kosaken geboren. Der zukünftige Erzbischof Petr war Altardiener in der Kathedrale von San Francisco und stand dem Heiligen Johannes (Maximowitsch) nahe. 1971 schloss der zukünftige Bischof Petr das orthodoxe Seminar der Heiligen Dreieinigkeit in Jordanville ab und studierte anschließend an der Universität Norwich und an der theologischen Fakultät der Serbischen Orthodoxen Kirche. Später unterrichtete er am Priesterseminar in

Jordanville, und wurde dort zum Mönch und Priester geweiht.

Am 12. Juli 2003 wurde er zum Bischof von Cleveland und Administrator der Diözese Chicago und Detroit geweiht und 2016 zum Erzbischof von Chicago und Mittelamerika erhoben. An der feierlichen Sitzung der Synode der Russischen Kirche im Ausland in Serbien im Juni dieses Jahres nahm Vladyka noch teil, war aber gesundheitlich angeschlagen.

Vom Tag des Todes des Erzbischofs Petr bis zum vierzigsten Tag feierte der Klerus der mittelamerikanischen Diözese abwechselnd die Göttliche Liturgie in den Kirchen dieser Diözese und gedachte des Verstorbenen in Liebe.

Der Totengottesdienst am 15. November in der Kathedrale zum Schutz der Allheiligsten Gottesmutter in Chicago wurde von Metropolit Nikolaj, dem Ersthierarchen der Russischen Kirche im Ausland, geleitet. Die Beerdigung fand auf dem Mönchsfriedhof des Klosters der Heiligen Dreieinigkeit in Jordanville statt.

Visitationen

Metropolit Mark von Berlin und Deutschland visitierte die Gemeinden der Diözese in Ettringen (30.09.), Landshut (06.10.), Bad Kissingen (08.10.), Ludwigsfeld (19.10.), Salzburg (20.10.), Darmstadt (03.11.), Unterkirchbach (04.11.) und Augsburg (06.11.). Sein Bischofsvikar, Bischof Hiob von



Erzbischof Peter



Feierliche Schlüsselübergabe im Schloss Seyfriedsberg – 10. November 2024

Stuttgart, besuchte in diesem Zeitraum Gemeinden in Hannover (15.09.), Düren (22.09.), Petershagen (13.10.), Berlin (14.10.), Siegen (02.11.), Köln (03.11.) und Münster (04.11.). Beide Bischöfe standen den Gottesdiensten in den jeweiligen Gemeinden vor. Darüber hinaus war Erzbischof Hiob am 20. Oktober 2024 zu den Feierlichkeiten anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Kirchengemeinde der heiligen Märtyrer Valentin und Pasikratus (ROK MP) in der Stadt Ulm geladen, wo er gemeinsam mit Erzbischof Tichon von Ruza und Erzbischof Amfilokhij von Ust-Kamenogorsk und Semipalatinsk zelebrierte.

Klöster

Am 11. September unterzeichnete Metropolit Mark den Kaufvertrag für das Schloss Seyfriedsberg bei Augsburg. Das historische Gemäuer wird in den kommenden Jahren durch die vereinten Kräfte der Diözese und der Bruderschaft des Klosters des hl. Hiob von Pochaev zu einem Diözesanzentrum und Männerkloster umgebaut.

Am Patronatsfest des Klosters des hl. Hiob von Počaeu am 10.11.24 (alter Stil: 28. Okt.) lud die Bruderschaft zur feierlichen Übergabe der Schlüssel von Schloss Seyfriedsberg. Gäste

waren aus ganz Deutschland angereist, rund 500 Menschen versammelten sich, um den ersten Bittgottesdienst vor Ort mitzerleben und Teil dieses historischen Moments zu sein.

Unter den Teilnehmern waren zahlreiche Gemeindemitglieder, Klerus, langjährige Freunde und Unterstützer des Klosters sowie geladene Ehren Gäste. Der Bürgermeister der Stadt Ziemetshausen, Herr Wetzel, der Landrat von Günzburg, Herr Reichert und der Wallfahrtsdirektor des benachbarten „Maria Vesperbild“, Pfarrer Menzinger hießen in kurzen Grußworten die Bruderschaft willkommen und brachten ihre Hoffnung auf neues Leben im Schloss und eine gute Nachbarschaft zum Ausdruck.

Im Anschluss an Gebet und Grußworte gab der Münchner Kathedralchor unter der Leitung von Vladimir Ciolkovich ein kleines Konzert im Foyer des Hauptgebäudes. Danach durften die Gäste das Herrenhaus erkunden und wurden dabei mit Glühwein und allerlei Speisen bewirtet. An diesem Abend wurde allen die Breite Unterstützung für das Kloster und dieses gewaltige Diözesanprojekt deutlich.

Hoffnung machten auch weitere Termine im Rahmen des Sanierungsprojektes.

Bei einer ersten Begegnung mit dem Vorstand der Margarete Ammon Stiftung im Kloster sicherte dieser der Bruderschaft zu, die fachgerechte Pflege des Forstbotanischen Parks, der Teil des neu erworbenen Grundstücks um das Schloss ist, weiter aus den Mitteln der Stiftung zu bewerkstelligen. Die vor einigen Jahren verstorbene Frau Ammon liebte Seyfriedsberg sehr und widmete ihre Stiftung dem Erhalt und der Pflege des Parks, solange dieser öffentlich zugänglich bleiben würde.

Im Rahmen eines Denkmalsprechtags lernte die Baukommission des Klosters die neue Gebietsreferentin der Denkmalschutzbehörde kennen. Auch von dieser Seite kamen durchweg positive Signale für das Bau- und Sanierungsvorhaben.

Bald schon können die umfangreichen Arbeiten beginnen, zu denen die Bruderschaft alle diejenigen herzlich einlädt, die mithelfen wollen. Um dieses Potential bestmöglich zu nutzen, wird um eine Anmeldung per Online-Formular gebeten: https://subscribe-page.io/hiobmon_de

Am 11. Oktober wurde im Kloster der heiligen Märtyrernonne Großfürstin Elisabeth in Buchendorf die Auffindung der Reliquien der heiligen Märtyrer von Alapaev feierlich begangen.



Feierliche Schlüsselübergabe im Schloß Seyfriedsberg – 10. November 2024

Seiner Eminenz Metropolit Mark konzelierten Bischof Hiob von Stuttgart und die Geistlichen der Münchner Kathedrale. Unter Glockengeläut vollzogen die Gäste des Klosters die Kreuzprozession nach dem Gottesdienst, woraufhin alle in das Refektorium geladen wurden, um dort die Gemeinschaft weiter zu pflegen.

Bei der Mitgliederversammlung des Freundeskreises des Klosters des hl. Hiob am 3. November wurde ein neuer Vorstand gewählt und die Schlüsselübergabe im Schloss Seyfriedsberg am 10. November ausführlich geplant und vorbereitet.

Olga Azarova wurde zur stellvertretenden Vorsitzenden und Alexander Dukart zum Schatzmeister des Vereins gewählt. Im Rahmen der Vorbereitung der feierlichen Schlüsselübergabe hat sich der Freundeskreis bereit erklärt, sich um die Verpflegung der Gäste bei diesem Event zu kümmern.

Kirchliche Bildung

Vom 12./25.10. bis 14./27.10. fand in der Verkündigungs- St. Justin-Einsiedelei in Unterufhausen bei Fulda die Jahrestagung der „Deutschsprachigen Orthodoxie in Mitteleuropa“ (DOM) statt. Im Mittelpunkt der diesjährigen Konferenz stand der Themenkomplex

der Keuschheit in der Kirche. Bischof Hiob von Stuttgart hielt einen Vortrag über die Briefe des Heiligen Basilus des Großen zum Thema Ehe und Mönchtum.

Am 25. Oktober hielt Erzpriester Nikolai Artemoff an der Orthodoxen Ausbildungseinrichtung der Universität München im Rahmen eines Seminars im Fach Kirchenrecht und auf Einladung des Dozenten Dr. Dr. Anapliotis einen Vortrag über den Hl. Märtyrer Alexander Schmorell. Vater Nikolaj hat sich in seiner Zeit sehr für die Heiligsprechung dieses russisch-deutschen Studenten und Münchner orthodoxen Märtyrers eingesetzt.

Er verfügt über eine große Menge an publiziertem und unpubliziertem Material, das es ermöglichte, sich mit den Aktivitäten der Münchner Studentengruppe „Weiße Rose“ auseinanderzusetzen und in das Denken und den Geist ihrer wichtigsten Inspiratoren – der Freunde Hans Scholl und Alexander Schmorell – einzutauchen.

Besuch des Fraktionsvorsitzenden der FW Florian Streibl

Am 15.10.2024 besuchte Florian Streibl, Vorsitzender der Fraktion der Freien Wähler im Bayerischen Landtag, die Ausbildungseinrichtung für

Orthodoxe Theologie der LMU in München. Nach einer warmherzigen Begrüßung durch Prof. K. Nikolakopoulos richtete Herr Streibl selbst einige Worte an die etwa dreißig Anwesenden. Er sei gerne gekommen, denn er habe die Gründung des Lehrstuhls für Orthodoxe Theologie 1984 persönlich erlebt, als er selbst Katholische Theologie an der LMU studierte. Die Orthodoxe Theologie sei ihm keineswegs fremd, im Gegenteil: er habe „seinen Weg zur katholischen Theologie über die orthodoxe Theologie gefunden.“ Als Sohn des Bayerischen Ministerpräsidenten Max Streibl habe er keine politische Laufbahn angestrebt, doch, wie bereits Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord, der Außenminister Napoleons, gesagt habe: „die beste Vorbereitung auf die Politik ist die Theologie.“ Streibl unterstrich, die Christen müssten heute zusammenstehen und mit den christlichen Werten in die Welt hinein wirken. „Dabei beruhen Werte auf Erlebnissen, die in Geschichten, Liedern, Gesängen tradiert und erinnert werden. Werte drängen danach, Gesetz und Norm zu werden. Doch wenn die Geschichte und die Erfahrung, auf welchen die Werte beruhen, verloren gehen, ändern sich auch die Werte.“ Herr Streibl unterstrich damit auch den großen

Auftrag an die Theologiestudenten, die christlichen Werte an die nächsten Generationen weiterzugeben.

Angesichts schrumpfender Mitgliederzahlen der katholischen Kirche setze er große Hoffnungen auf die orthodoxe Kirche: durch ihr aktives liturgisches Leben, ihre lebendigen Kirchengemeinden, aber auch durch ihre weniger starren hierarchischen Strukturen könne sie die christliche Zuversicht in eine zunehmend niedergeschlagene Gesellschaft tragen.

Auf die Frage hin, was wir Einzelne für die Stärkung des orthodoxen Religionsunterrichts (ORU) beitragen könnten, antwortete Herr Streibl, er hoffe, die Orthodoxen würden sich noch besser bemerkbar machen, in den Schulen hartnäckig nachhaken und auch als Kirchengemeinden noch besser sichtbar werden.

Jugendarbeit

Am 8./21. September nahm die Jugend der deutschen Diözese wieder am jährlichen „Marsch fürs Leben“ in Berlin teil. Nach der Göttlichen Liturgie und einem Bittgottesdienst in der Maria-Schutz Kirche marschierten junge Gemeindemitglieder mit Ikonen für den Schutz ungeborenen Lebens.

Am darauffolgenden Tag, dem Sonntag, fand in der Gemeinde ein Festtreffen für die Teilnehmer der Prozession statt.

Am 27. Oktober / 09. November versammelten sich Jugendliche aus der ganzen Diözese in der Kathedrale der Heiligen Neumärtyrer und Bekenner Russlands in München, um mit Bischof Hiob von Stuttgart eine „Jugend“-Liturgie zu feiern. Die Jugendlichen der Münchner Kathedrale hatten diese Idee bereits im Januar entwickelt und damit den zweiten Platz beim Jugendprojektwettbewerb gewonnen. Gemeinsam verteilten sie die Aufgaben, die im Gottesdienst zu erfüllen sind: im Altar, Chor, rund um die Kerzen, Lampaden und das Liebesmahl. Es war eine große Freude, dass auch viele junge Priester aus der ganzen Diözese anreisten. Mit einem Spaziergang zum Grab von Alexander Schmorell und einem kurzen Moleben endete dieses ungewöhnliche Treffen. Beim abschließenden Rückblick stellten alle fest, dass die Begegnung von außergewöhnlicher Freude erfüllt war und dass die Münchner Kathedrale wunderschön ist, und äußerten den Wunsch, sich öfter in verschiedenen Städten zu Gottesdiensten zu treffen.

Archiv der Deutschen Diözese

Am 12./25. November hielt Anatolij Kinstler, Archivar der deutschen Diözese der ROKA, im Rahmen des Seminars „Quellen zur Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts“ für die Masterstudenten des St. Filaret-Instituts (Moskau) einen Vortrag über das Archiv unserer Diözese. Unter anderem machte Herr Kinstler deutlich, dass die deutsche Diözese mit ihrem reichen Archivfundus wertvolle historische Quellen aufbewahrt, die sowohl geistliche als auch weltliche Aspekte der russisch-orthodoxen Präsenz in Deutschland in den letzten 200 Jahren widerspiegeln. An die Präsentation schloss sich ein Austausch mit den Studenten und den geladenen Gästen an. Die Veranstaltung wurde vom Dekan der Fakultät für Geschichte, dem Professor für Kirchen- und Sozialgeschichte Dr. Konstantin Oboznoj, ausgerichtet. Es war das erste Mal, dass ein Kirchenarchivar mit einem Gastvortrag zu diesem Kurs eingeladen wurde.

Russischer Friedhof in Wiesbaden

In der Geschichte des russischen Auslands existiert eine eigene Seite über die russische Grabkirche der heiligen



Marsch fürs Leben

ligen Elisabeth, der Mutter Johannes des Täufers, die zum Gedenken an die Großfürstin Elisabeth Mikhajlovna Romanova erbaut wurde, sowie über den historisch bedeutsamen russisch-orthodoxen Friedhof, der sich nicht weit entfernt von der Kirche in der Nähe der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden befindet und einer der größten in Westeuropa ist.

Die Einrichtung eines orthodoxen Friedhofs in Deutschland geht auf die Großfürstin Elena Pawlowna Romanowa zurück, Tochter des russischen Zaren Paul I., Mutter der Großfürstin Elisabeth Mikhajlovna Romanowa, Herzogin von Nassau, Ehefrau des Herzogs Adolf Wilhelm von Nassau, mit dem Elisabeth Mikhajlovna etwas mehr als ein Jahr verheiratet war und bei der Geburt ihrer Tochter starb. Zum Gedenken an Elisabeth Mikhajlovna wurde in Wiesbaden eine Kirche errichtet (Baujahre 1848-1855), in der die sterblichen Überreste der Herzogin und ihrer Tochter am 25. Mai 1855 feierlich in eine unterirdische Gruft überführt wurden. Ein Jahr später wurde der Grundstein für einen russisch-orthodoxen Friedhof gelegt, der im August 1856 eingeweiht wurde.

Im großen Lexikon der russischen Sprache heißt es bei den Auslegungen über das menschliche Gedächtnis, dass das Gedächtnis die Fähigkeit ist, frühere Eindrücke im Bewusstsein zu reproduzieren, also die Erinnerung an jemanden und etwas. Ein zeitgenössischer russischer Dichter aus Donezk, Stas Novosilcev, hat einmal anschaulich gesagt: „Das Gedächtnis ist das Läuten der Glocken.“ Denn: „Überall auf der Erde stehen russische Friedhofskirchen, auf allen Friedhöfen russische Kreuze“; also spielt in unserem heutigen Leben die Bedeutung der Erinnerung eine besondere Rolle. In diesem Bewusstsein entstand vor einigen Jahren in der Gemeinde der hl. Elisabeth in Wiesbaden die Tradition, eine gesamtdeutsche Veranstaltung zur Instandhaltung des russisch-orthodoxen Friedhofs abzuhalten, an der sich junge orthodoxe Menschen für diese edle und ehrliche Sache engagieren.

Die Geschichte und das Schicksal des Friedhofs wahren die Namen orthodoxer Menschen verschiedener Nationalitäten und Stände. Fürsten und Freiherren, Staatsmänner, Bischöfe und Priester, Vertreter bedeutender und berühmter russischer Adelsfamilien,

Verwandte russischer Zaren, russische Offiziere und Bedienstete wurden hier zur letzten Ruhe gebettet. Heute lebt in Wiesbaden die sechste Generation der Erben des Meisters der russischen Poesie – A. S. Puschkin. Auf diesem orthodoxen russischen Friedhof in Wiesbaden befinden sich 21 Gräber von Zeitgenossen A. S. Puschkins, die direkt oder indirekt mit ihm verwandt waren. Auf demselben Friedhof befinden sich 3 Gräber von Personen, die mit einem anderen brillanten Dichter – M. J. Lermontov – in Kontakt standen.

In unseren Tagen, in denen die russisch-orthodoxe Kirche in einer Reihe von Ländern abermals Prüfungen und Verfolgungen ausgesetzt ist, nimmt die Bedeutung der Erinnerung an die russische Geschichte und die russische Kultur zu, und in diesem Zusammenhang wird die Rolle der orthodoxen Jugend gestärkt, die das Recht hat, die Erinnerung zu bewahren und die Arbeit früherer Generationen in der Zukunft fortzusetzen. Zu diesem Zweck wurde ein Treffen orthodoxer Jugendlicher organisiert, um auf dem Friedhof der russischen Emigration in Wiesbaden zu arbeiten. Etwa 30 junge Menschen im Alter von 18 bis



Russischer Friedhof Wiesbaden – Aufräumarbeiten



Beisammensein nach getaner Arbeit

30 Jahren kamen aus verschiedenen Gemeinden der Russisch-Orthodoxen Kirche der Deutschen Diözese nach Wiesbaden. Die Gemeindemitglieder der Kirche der heiligen Elisabeth schlossen sich ihnen an, um gemeinsam bei der Reinigung des Friedhofs mitzuwirken. Die Veranstaltung fand am 5. und 6. Oktober statt, wobei sich ein engagiertes Team formierte. Die Kinder nahmen trotz aller Anstrengungen an den Gottesdiensten teil, legten die Beichte ab und empfingen die Heilige Kommunion.

Im Anschluss an die Liturgie wurde gemeinsam gespeist. Die Schwesternschaft empfing die Jugendlichen, die gekommen waren, und alle anderen Anwesenden mit großer Liebe und Fürsorge. Mit dem Segen von Erzpriester Walerij Micheew, dem Assistenten des Vorstehers der Kirche der heiligen Elisabeth, koordinierte Diakon Jaroslav Kharkevich zwei Tage lang diese bedeutsame Veranstaltung. Gemeinsam mit den jungen Helfern arbeitete er auf dem Friedhof, betete im Gotteshaus, knüpfte Kontakte und nahm an einem geführten Spaziergang durch Wiesbaden teil. Mehrere junge

Gemeindemitglieder der Gemeinde unterstützten Diakon Jaroslav tatkräftig.

Nach der Arbeit und dem Kulturprogramm sprach Vater Walerij mit den Jugendlichen über die Bedeutung des Gedenkens an die eigenen Vorfahren, die Bewahrung des Glaubens und ihrer kulturellen Traditionen sowie über die Notwendigkeit, Geschichte zu studieren. Die Kommunikation mit den jungen Menschen gestaltete sich lebhaft und interessant. Die jungen Leute stellten spannende und interessierte Fragen, die von Vr. Walerij bereitwillig und wohlwollend beantwortet wurden. Es wurden Fragen zum Gleichnis des Erlösers gestellt, zu den gottgegebenen Talenten, die vermehrt und zum Wohle der Menschen und der Russischen Orthodoxen Kirche eingesetzt werden sollten. Die Ansichten des großen russischen Schriftstellers Leo Tolstoi sowie des großen russischen Philosophen I. A. Iljin zum Problem des „Widerstands gegen das Böse mit Gewalt“ und des Gebots „Du sollst nicht töten“ wurden erörtert. Sie sprachen auch über die Auslegung des „Hymnus der Liebe“

des Apostels Paulus. In seinem Vortrag betonte Vr. Walerij Micheew die 26. Zeile aus dem 17. Psalm: „Gegen den Treuen zeigst du dich treu, lauter handelst du am Lauteren. Gegen den Reinen zeigst du dich rein, doch falsch gegen den Falschen.“. Nach dem Vortrag wurde für die Jugendlichen eine Stadtführung durch Wiesbaden organisiert.

Während die jungen Leute glücklich und zufrieden in ihre Gemeinden abreisten, verbleibt die Gemeinde der hl. Elisabeth offen für alle, die auf dem russischen Friedhof arbeiten, einzelne Gräber pflegen oder zu der gottgefälligen Arbeit des Gedenkens an führende Persönlichkeiten der russischen Geschichte und der russischen Kultur beitragen wollen. Wer dies tun möchte, sollte sich an den Klerus der Russisch-Orthodoxen Kirche der. hl. Elisabeth wenden.

Gott sei die Ehre!

Tatjana Milde.

Offenbach am Main
Oktober 2024

STELLUNGNAHME

ZUR DARSTELLUNG DES KAUFES VON SCHLOSS SEYFRIEDSBERG IN DER PRESSE

Don „gegenseitiger kultureller Bereicherung“ sprach der Bürgermeister von Ziemetshausen, Ralf Wetzel, als er am 10. November 2024 als Ehrengast bei der feierlichen Schlüsselübergabe von Schloss Seyfriedsberg an das Kloster des Heiligen Hiob von Počaevo das Mikrofon in die Hand nahm. Wie auch die anderen Ehrengäste aus Politik und Kirche richtete Bürgermeister Wetzel seine Willkommensgrüße an rund 500 Gäste, die zum Festakt nach Schloss Seyfriedsberg gekommen waren, die meisten von ihnen Gläubige der Russischen Orthodoxen Kirche im Ausland (ROKA). Er selbst „glaube an den Heiligen Berg“ von Schwaben, auf dem das künftige Diözesanzentrum entsteht und wohin das einzige Männerkloster der Deutschen Diözese der ROKA umziehen wird. So sprach er vor versammeltem Publikum – darunter Metropolit Mark (Dr. Arndt), Leiter der Diözese und sein Weihbischof Hiob (Dr. Bandmann) sowie zahlreiche Kleriker und Gläubige der Kirche. Kurz zuvor hatte der Landrat der Stadt Günzburg, Dr. Hans Reichhart, das Wort. Auch er äußerte die Überzeugung, dass die Präsenz der Orthodoxen Kirche auf Schloss Seyfriedsberg „das geistige Angebot abrunden“ werde, welches durch den benachbarten katholischen Wallfahrtsort Maria Vesperbild bereits gegeben sei. Und schließlich kam auch ein Vertreter der Katholischen Kirche zu Wort, Wallfahrtsdirektor Pfr. Dr. Michael Menzinger, und sprach, Hermann Hesse paraphrasierend, vom Zauber Christi, „der jedem Anfang innewohnt“.

Ebenfalls anwesend, so muss man annehmen, waren zwei Journalisten der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Sophia Huber und Holger Sabinsky-Wolf. Zumindest bürgen sie mit ihren Namen für den verstörenden Artikel, der am 12.11.2024 unter dem Titel „Was will die russisch-orthodoxe Kirche im katholischen Bayern?“ (so der Titel der Online-Ausgabe) erschien. Nun hat die Zeitung – dies muss man ihr zugutehalten – am Folgetag auch Leserbrief veröffentlicht. In einem heißt es: „Ihre Berichterstattung ist reißerisch und diffamierend. Sie sät Misstrauen und Angst unter der Bevölke-

rung und belastet den Beginn des klösterlichen Lebens auf Schloss Seyfriedsberg schwer“.

Jedoch, die rassistischen Verleumdungen wiederzugeben, die sich Frau Huber und Herr Sabinsky-Wolf nicht scheuen in den öffentlichen Raum zu werfen, auf sie zu antworten oder sie ernst zu nehmen, macht wenig Sinn. Ihren Artikel enden sie mit der Feststellung, dass Schloss Seyfriedsberg „als passende Fassade dienen könne“ für „Spionage und Einflussnahme“ und auch für „Geldwäsche“ (!) „in höchstem Maße prädestiniert“ sei.

Eigentlich sind es der Bürgermeister, der Landrat und die Vertreter des benachbarten Wallfahrtsorts Maria Vesperbild, denen die beiden Journalisten damit Heuchelei gegenüber den Anwesenden und/oder völlige „Naivität“ in Bezug auf die ROKA unterstellen. Vor ihnen hätten sie sich zuallererst zu entschuldigen.

Dass sie mit ihren Aussagen die durch Art. 4 Abs. 1 und 2 GG gewährleistete Religionsausübung von rund einer halben Million russisch-orthodoxen Mitbürgern kollektiv infrage stellen und sich dadurch – von Verleumdung und Rassismus abgesehen – strafbar machen, scheinen die Journalisten in Kauf zu nehmen.

Uns hingegen erreichen seit Tagen Leserbrief von bislang nicht bekannter Personen, die einerseits beunruhigt sind, die sich jedoch andererseits von einer infamen, schlecht recherchierten und die Sensationslust ihrer Leser bedienenden Presse nicht irreleiten lassen. So schreibt uns ein römisch-katholischer Priester aus Bayern: „Mit großer Trauer aber las ich in der ‚Allgäuer Zeitung‘, dass es



Ehrengäste aus Kirche und Politik bei der Schlüsselübergabe

Stimmen gibt, die Eurer Gemeinschaft nicht wohlwollend sind. Ich schäme mich als Priester dafür und versichere Eurer Gemeinschaft des Gebetes, des wohlwollenden Gedenkens. Auch werde ich mich nicht scheuen, den Menschen meiner mir anvertrauten Herde von Euch und dem russischen Kloster zu berichten.“

Allen anderen, möglicherweise immer noch beunruhigten Menschen, die jetzt nach Aufklärung verlangen, möchten wir sagen bzw. in Erinnerung rufen:

Die ROKA ist eine Exilkirche, die sich infolge des Russischen Bürgerkriegs 1920 in Westeuropa aus den geflüchteten Bürgern des zerfallenden Russischen Reiches bildete. Ihr gehören traditionell – und dies hat sich bis heute nicht geändert – Russen, Weißrussen, Ukrainer, Letten, Esten, Georgier, Moldauer und viele andere Vertreter diverser Völkerschaften an. Gerade der Anteil an Ukrainern in der ROKA ist traditionell groß und liegt bei geschätzt 50%.

Ihren Beitrag zur Integration dieser Menschen in Deutschland leistet die Russische Kirche seit eh und je – russische Gotteshäuser gibt es auf deut-

schem Boden seit dem 17. Jahrhundert. Seit 1926 ist die ROKA als Diözese in Deutschland aufgestellt. Seit 1936 hat sie die Körperschaftsrechte und damit einen öffentlichen Auftrag in Deutschland, dem sie nun knappe 90 Jahre nachkommt. Die Körperschaftsrechte wurden nach 1945 sowohl von den Landesregierungen als auch höchstinstanzlich vom Bundesverfassungsgericht bestätigt. Die Loyalität der ROKA zum Grundgesetz steht außer Frage. Jeder, der grundlos etwas anderes behauptet, „nutzt Strukturen der liberalen Demokratie gezielt aus“, um „Desinformation“ und „gesellschaftliche Unterwanderung“ zu betreiben.

Aber wozu hat die Augsburgere Allgemeine dies nötig? Ist das Furcht und Ekel vor allem Russischen? Haben wir es hier mit banalem Rassismus zu tun?

Das Deutschland, welches ich kennengelernt habe, als ich vor 30 Jahren aus der Ukraine in dieses Land kam, ist – Gott sei Dank – darüber erhaben. Aber es liegt an uns allen, dass dies so bleibt.

Dr. des. Andrej Fastovskiy

Verlagsleiter im Kloster des hl. Hiob von Počaev in München

INHALT DIESER AUSGABE

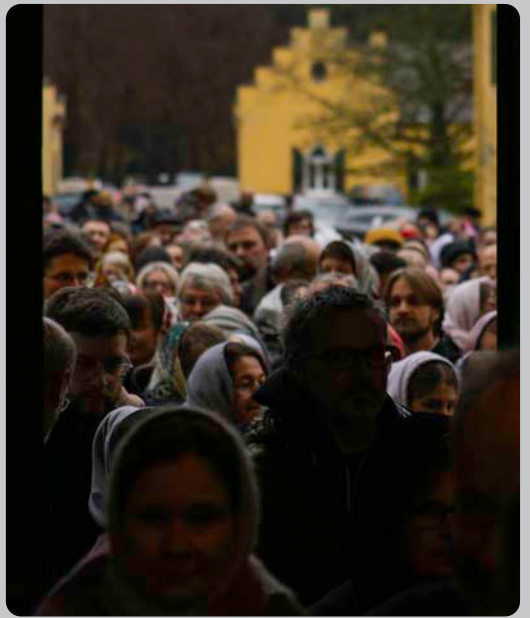
- 1 Weihnachtsbotschaft S.E. Metropolit Mark an die gottbehütete Herde der Deutschen Diözese
- 3 Hl. Justin von Čelije. Kommentar zum heiligen Evangelium nach Johannes
- 8 Erzpriester Ilya Limberger. Die Göttliche Komödie Dante Alighieris als Weg der Wahrheit und Liebe
- 24 A. Fastovskiy. „Er ist unglaublich anständig, klug und rechtschaffen, doch mit ihm unter einem Dach zu leben ist unerträglich“ oder warum wir den heiligen Johannes (Maksimovich) nicht als Erzbischof von Westeuropa commemorieren
- 30 Hl. Johannes von Shanghai und San Francisco. Über die Talente und die Ikonenmalerei
- 32 Aus dem Leben der Diözese: Februar – Mai 2024
- 39 Stellungnahme zur Darstellung des Kaufs von Schloss Seyfriedsberg in der Presse

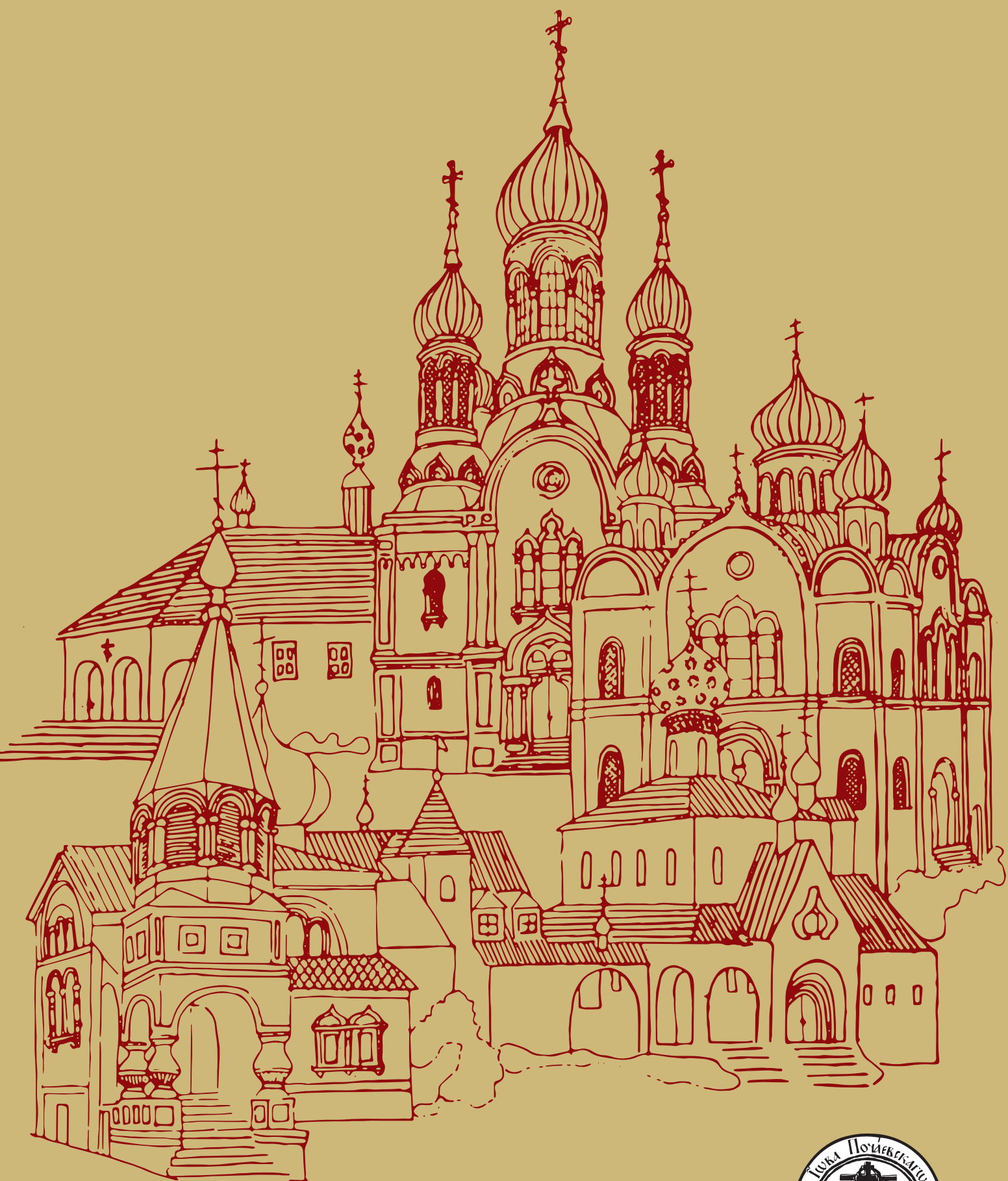
Unser "Bote" ist das offizielle Organ der Russischen Orthodoxen Diözese des Orthodoxen Bischofs von Berlin und Deutschland. Die Herausgeber und Redakteure sind gewissenhaft bestrebt, das Gedankengut wiederzugeben, das mit der Lehre der Orthodoxen Kirche und unseres Episkopates übereinstimmt. Bei allem Bemühen der Autoren können jedoch Fehler Einlass finden. Die Verantwortung für solche Fehler liegt allein bei den Autoren und Herausgebern der Zeitschrift. Weder die Bischofssynode noch die Diözesanverwaltung führt eine Vorzensur durch. Der "Bote" wird von der Bruderschaft des Klosters des Hl. Hiob von Počaev in München gedruckt und finanziert. Alle, die an seinem Erscheinen und seiner Verbreitung interessiert sind, bitten wir um Geldspenden auf das Konto des Klosters:

Nr. 530 31-801 • BLZ 700 100 80 (Postbank München)
IBAN/BIC: DE29 7001 0080 0053 0318 01 • PBNKDEFF
mit einem entsprechenden Vermerk auf der Überweisung.
Kleine Spenden sind in Form von Briefmarken möglich.

Anschrift der Redaktion: "BOTE"

Kloster des Hl. Hiob von Počaev
Hofbauernstr. 26 • 81247 München
Tel. (089) 20 31 90 85 Fax (089) 88 67 77
Internet: www.russian-church.de/muc/bote
www.russianorthodoxchurch.ws





ISSN 0930 - 9047